

Phonetica

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHONETIK
INTERNATIONAL JOURNAL OF PHONETICS
JOURNAL INTERNATIONAL DE PHONÉTIQUE

EDITOR:

E. Zwirner, Münster in Westfalen

COEDITORES:

E. BLANQUAERT, Gent	K. JIMBO, Tokyo
S. K. CHATTERJI, Calcutta	M. JOOS, Madison (Wisc.)
W. DOROSZEWSKI, Warszawa	B. MALMBERG, Lund
E. FISCHER-JØRGENSEN, København	A. MARTINET, Paris
P. L. GARVIN, Washington	R. OLESCH, Köln
A. GEMELLI, Milano	K. L. PIKE, Glendale (Calif.)
H. GLINZ, Zürich	E. W. SELMER, Oslo
L. HEGEDÜS, Budapest	A. SOVIJÄRVI, Helsinki
R. JAKOBSON, Cambridge (Mass.)	F. TROJAN, Wien



1957

Vol. 1, No. 3

BASEL (Schweiz)

S. KARGER

NEW YORK

INHALT - CONTENTS - SOMMAIRE

S. BERGSVEINSSON (BERLIN)	Die Vokaldehnung in isländischen Fremdwörtern	129
O. STEINER (BRAUNSCHWEIG)	Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung	146
H. LÜDTKE (MÜNSTER IN WESTFALEN)	Der Ursprung des germanischen e² und die Reduplikationspräterita	157
A. MAACK (BRAUNSCHWEIG)	Die phonometrischen Normen und Methoden und ihre Stellung zur Phonologie (Zweiter Teil)	184

Inhalt der nächsten Hefte - Contents of the Following Numbers - Sommaire des fascicules suivants

A. E. SHARP (LONDON)	Falling-Rising Intonation Patterns in English
R. HUSSON (PARIS)	Einige Ergebnisse von Untersuchungen der akustischen Struktur von Vokalen
K. PIKE (GLENDALE, CALIF.)	Instrumental Collaboration on a Tepehuan Pitch Problem
L. GALAND (MONTCHANIN-LES-MINES, SAÔNE-ET-LOIRE)	Phonétique herbère
J. ANTHONY (EDINBURGH)	New Method for Investigating Tongue Positions of Consonants
M. HOUIS (SAINT-NAZAIRE)	Le système tonologique de la conjugaison en bobo
A. J. v. WINDEKENS (KESSEL-LO-LOUVAIN)	Phonétique des mots grecs d'origine préhellénique
L. HEGEDÜS (BUDAPEST)	Neuere Untersuchungen über die ungarischen Affrikaten
P. IVIC (NOVI SAD)	Die Hierarchie der prosodischen Phänomene im serbokroatischen Sprachraum
I. FÓNAGY (BUDAPEST)	Elektrophysiologische Beiträge zur Akzentfrage
W. STELLER (KIEL)	Generationsunterschiede im Friesischen
A. MAACK II (BRAUNSCHWEIG)	Verzerrungsfreie Melodiewinkel
W. BETHGE (BRAUNSCHWEIG)	Geschätzte und gemessene Melodiewinkel
B. WIERZCHOWSKA (WARSZAWA)	Buchbesprechung: H. Koneczna - W. Zawadowski, Die Röntgenbilder der russischen Sprachlaute
A. MAACK (BRAUNSCHWEIG)	Buchbesprechung: I. Fónagy, Über den Verlauf des Lautwandelns

Neuerscheinung

KURT WITTIG

Phonetik des amerikanischen Englisch

(Sprachwissenschaftliche Studienbücher)

1956. 223 S. Brosch. DM 12.-, Ganzln. DM 14.80

Das Buch bringt die erste geschlossene Sonderbehandlung einer Phonetik des amerikanischen Englisch, und zwar unter Einschluß von Akzent, Intonation und Satzrhythmus. Angesichts der wachsenden Bedeutung und Ausdehnung des Amerikanischen, dessen Verschiedenheit vom britischen Englisch gerade durch die lautlichen Differenzen zutage tritt, ist diese Darstellung ein Bedürfnis der Stunde. Sie ist – den besonderen Bedingungen des Amerikanischen entsprechend – synchronisch angelegt, behandelt also den gegenwärtigen Sprachzustand und stellt die Eigenarten des amerikanischen und britischen Englisch einander gegenüber, wo immer sich eine Vergleichsbasis ergibt. Insofern ist das Buch Englischlernenden aller Art von großem Nutzen. Die phonologischen Probleme werden einbezogen, soweit es sinnvoll ist. Die regionalen lautlichen Verschiedenheiten innerhalb des amerikanischen Englisch werden eingehend gewürdigt. Zur Veranschaulichung sind Übersichtstafeln und graphische Darstellungen beigegeben. Wichtige Literatur, die tieferes Eindringen in Einzelprobleme ermöglicht, ist vermerkt.

Früher erschienen:

GÜNTHER IPSEN – FRITZ KARG:

Schallanalytische Versuche.

Eine Einführung in die Schallanalyse. 1928. XI, 319, 16 S. Br. DM 11.90,
geb. DM 14.10.

JÖRGEN FORCHHAMMER:

Allgemeine Sprechkunde (Laetik).

1951. VIII, 193 S., 9 Textabb., 5 Tafeln. Br. DM 10.-, geb. DM 12.-.

Die Sprachlaute in Wort und Bild.

1942. 31 S. mit 5 Tafeln. Kart. DM 2.75.

Die Grundlage der Phonetik.

Ein Versuch, die phonetische Wissenschaft auf fester sprachpsychologischer Grundlage aufzubauen. 1924. VIII, 212 S. Br. DM 6.-, geb. DM 8.15.

Kurze Einführung in die deutsche und allgemeine Sprachlautelehre (Phonetik).

1928. 124 S. mit 8 Abb. Kart. DM 2.90.

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · HEIDELBERG

Folia Phoniatrica

Journal International de Phoniatrie
Internationale Zeitschrift für Phoniatrie
International Journal of Phoniatry

Official Organ of the New York Society for Speech and Voice Therapy

Organe officiel de la Société Argentine de Phoniatrie

Offizielles Organ der Internationalen Gesellschaft für Logopädie und Phoniatrie

EDITORES:

G. BELLUSSI, Torino
J. P. BRACKETT, Evanston, Ill.
L. CROATTO, Padua
G. FAIRBANKS, Urbana, Ill.
E. FROESCHELS, New York, N. Y.
E. GARDE, Paris
F. GUMPERTZ, Jerusalem
D. GUTHRIE, Edinburgh
H. GUTZMANN, Berlin
L. W. HILDERNISSE, Gorinchem
B. KÄGÉN, Stockholm
M. LANDEAU, Paris
H. LOEBELL, Münster, Wstf.
F. LOTMAR, Bern

A. MITRINOWICZ, Warszawa
P. MOORE, Evanston, Ill.
J. PERELLO, Barcelona
P. de V. PIENAAR, Johannesburg
J. PRESSMANN, Los Angeles, Cal.
A. RETHI, Budapest
R. SCHILLING, Freiburg i. Br.
R. SEGRE, Buenos Aires
L. SJÖSTRÖM, Helsinki
S. SMITH, København
L. STEIN, London
J. H. VAN THAL, London
F. TROJAN, Wien
E. ZWIRNER, Braunschweig

REDACTORES:

R. Luchsinger M. Seeman J. Tarneaud D. Weiss
Zürich Praha Paris New York

*Vierteljährlich erscheint 1 Heft zu 64 Seiten
4 Hefte bilden 1 Band zum Preis von sFr. 33.-*

*1 number of 64 pages is published quarterly
1 volume consists of 4 numbers and costs sFr. 33.-*

*1 fascicule de 64 pages paraît trimestriellement
4 fascicules forment 1 volume et coûtent fr.s. 33.-*

BASEL (Schweiz)

S. KARGER

NEW YORK

Die Vokaldehnung in isländischen Fremdwörtern

Von SVEINN BERGSVEINSSON, Berlin

Verglichen mit den anderen nordischen Geschwistersprachen, hat das Isländische sein ursprüngliches Gesicht am besten bewahrt. Die Deklinations- und Konjugationssysteme haben sich durch die Jahrhunderte erhalten. Das Vokalsystem im Isländischen zeigt auch eine einheitlichere Entwicklung auf als in den anderen nordischen Sprachen. Gewiß sind die Quantitätsverhältnisse nicht mehr die alten, in denen ein kurzer Vokal in offener Silbe sich stets verlängert, und die überlangen Silben wie in *ātt-* sich verkürzt haben, so daß ein Balancezustand von gleich langen Silben in der modernen Sprache herrscht¹. In den anderen nordischen Sprachen hat sich die Vokaldehnung und Vokalverkürzung in mehreren Etappen vollzogen. So spricht man z. B. von einer älteren und einer jüngeren Verlängerung des *a* im Dänischen. Die ältere vor *rð* (*gaard, haard*), die jüngere vor *m, rt* (*taarn, ārtig*). Das bezeugen auch die im Dänischen vollzogenen drei Lehnspérioden aus dem Niederdeutschen². Etwa um 1300 haben sich die Lautänderungen im Isländischen, die Neuisländisch und Altisländisch unterscheiden, vollzogen. Von wichtigen Änderungen nach dieser Zeit sind besonders die Verlängerung der Vokale vor *ng* und *nk* und die Vokaldehnung in kurzen offenen Silben, die im 16. Jahrhundert angesetzt wird, zu nennen. Die Nachbarsprachen haben da diese Dehnung schon hinter sich. Anders mit den Fremdwörtern, etwa denen von literarischen oder von kirchlichen Lehnwörtern, die durch das Christentum in die Sprache eindringen. Wir finden hier eine ähnliche Entwicklung wie in den anderen germanischen Sprachen, insbesondere bei denen, die als

¹ Siehe näher Bergsveinsson, S. 81 ff., besond. § 70.

² Vgl. auch Seip, S. 44 ff.

direkte Quellsprachen für die Entlehnung gelten. Bekanntlich hatte die Kirchensprache des Angelsächsischen den größten Einfluß auf die nordischen Sprachen ausgeübt, da die Christianisierung zum größten Teil von den Britischen Inseln ausging¹. Wenn wir z. B. das Wort *pápi* mit langem *a* im Altisländischen finden, so entspricht es dem altenglischen *pápa*, *pápdóm*, lat. *pápa*. Ähnlich verhält es sich mit den Lehnwörtern mit ursprünglich kurzem Vokal wie lat. *nōta*. *o* dehnt sich im Md. in *ō*, ehe es von den nordischen Sprachen entlehnt wird, und behält dort den gedehnten Vokal². Wenn auch dieses Prinzip in den mittelalterlichen Lehnwörtern einigermaßen konsequent durchgeführt zu sein scheint, gibt es doch Forscher, die davon eine ungenaue oder sogar eine verkehrte Darstellung von den Lehnwörtern im Isländischen, verglichen mit den entsprechenden Wörtern in den anderen germanischen Sprachen, gegeben haben.

Frank Fischer hat in seinem Werk «Die Lehnwörter des Altwestnordischen³» eine nicht unerhebliche Sammlung isländischer Lehnwörter aus der älteren Literatur. In zehn Kapiteln versucht er festzustellen, aus welcher Sprache jeweils ein Fremdwort entlehnt worden ist. Diese Herleitung mag in vielen Fällen stimmen. Die Längeverhältnisse eines Vokals in offener Silbe in den betreffenden Sprachen stimmen jedoch in vielen Fällen nicht. Es wäre von vornherein verdächtig, wenn wir im Isländischen ein Wort mit langem Vokal finden, der von Hause aus kurz ist. Bei Fischer – und anderen Forschern nach ihm – finden wir eine Reihe solcher Beispiele. Ich gebe sie mit Angaben der Quellsprachen nach Fischer wieder:

- tæra*, zehren, mnd. *teren*; (mnd. *tēren*)
- pápa*, *pápi*, Papst, ae. *papa*; (ae. *pápa*, lat. *pápa*)
- abbáti*, Abt, mnd. *abbet*; (ahd. mhd. *abbāt*)
- fóguti*, Vogt, mnd. *voget* (*voit*); (ahd. *fogāt* u. a.)
- pilárr*, Säule, mnd. *pílar*, *pílere*; (ahd. *pfilāri*, lat. *pilarius*)
- annáll*, Jahrbuch, ml. *annalis*; (ml. *annālis*)
- kardináli*, Kardinal, l. *cardinalis* (l. *cardinālis*)
- commún*, Kanonikerverband, ml. *communia*; (mhd. *com[m]ūne*)
- minúta*, Minute, l. *minuta*; (l. *minūta*)
- músika-list*, Musik, l. *musica*; (l. *mūsica*)

¹ Vgl. Taranger.

² Kock, II, S. 160.

³ Palaestra LXXXV.

obláta, Hostie, l. *oblata*; (l. *oblāta*)
nóna, *nóni*, None, l. *nona* (*hora*); (l. *nōna*, mhd. *nōne*)
persóna, l. *persona*; (l. *persōna*)
stóla, *stóli*, l. *stola*; (l. *stola*, mhd. *stōl[e]*)
barónn, *barúnn*, frz. *baron*; (ahd. *barōn*, mhd. *barūn*)
klúsa, verbinden, afr. *close*; (ml. *clūsus*, ae. *clús*)
kærr, lieb, afr. *cher*, l. *carus*; (l. *cārus*)
latrúnn, Räuber, span. *ladron*; (span. *ladrōn*, l. *latrōnem*)
mát, Matt im Schach, fr. mnd. *mat*; (pers. *schāh māt*)

Die Sammlung von *Fischer* ist, wie schon erwähnt, der älteren isländischen Literatur entnommen, und so sind auch die Fremdwörter recht früh in die anderen nordischen Sprachen eingetreten wie etwa die Lehnwörter aus der Kirchensprache, die vor der speziellen nordischen Vokaldehnung in offener Silbe in diese Sprachen eingedrungen sind. Es wäre nun eigenartig, wenn die nordischen Sprachen einen langen Vokal in einer Reihe von Fällen, einmal in der ersten Silbe, einmal in der zweiten Silbe, aufwiesen, wo die Quellsprache bzw. andere germanische Sprachen einen kurzen Vokal haben. Dem ist auch nicht so. Die Vorlagen bei *Fischer*¹ verzeichnen nicht die Vokalquantität. Die Wörter hat er kritiklos – ohne Längebezeichnung – in sein Werk aufgenommen, wo sie in der Vorlage fehlte, aus anderen Wörterbüchern die Länge aber wiedergegeben, was natürlich ein wirres Bild ergibt. In den obenangeführten Beispielen habe ich anhand anderer Wörterbücher die Längebezeichnung berichtigt² und diese Wörter hinter den anderen in Klammern gesetzt. Sie sollen nicht unbedingt die Formen der abgebenden Sprache zeigen, sondern ursprünglichere Formen und diejenigen, die in einer germanischen Sprache im Mittelalter schon vorlagen. Ein Wort wie *barónn*, *barúnn* muß nicht unbedingt wie nach *Fischer* aus dem frz. *baron* entlehnt sein. Es kann über d. *barōn*, *barūn* ins Isländische eingedrungen sein.

Fischer gibt keine Auskunft über das Alter der Handschriften, die seiner Wortsammlung zugrunde liegen. Es sind aber Isländer-Sagas, Königs-Sagas, Sturlunga-Sagas, Ritterromane u. a. Die Handschriften der von ihm benutzten Werke können aber im großen und

¹ Vgl. das Mittelniederdeutsche Handwörterbuch von Lübben, Norden und Leipzig 1888.

² Altdeutsches Wörterbuch von Oskar Schade, Halle 1872–1882; Kirchenlateinisches Wörterbuch von Joseph Schmid, Limburg a. d. L. 1926.

ganzen kaum älter sein als aus dem 14. Jahrhundert, obwohl die Abfassung verschiedener dieser Werke älter ist. Der Einfluß der niederdeutschen Sprache fängt mit der Hansazeit an, und die Verlängerung des Vokals in offener Silbe hat schon im nd. im 12. Jh. stattgefunden. Im Angelsächsischen und im Althochdeutschen hat sich auch schon eine alte Vokaldehnung in der gelehrt Sprache vollzogen, wenn der Vokal in der Lehnssprache (Quellsprache) einen Haupt- oder Nebenakzent trug. Das war übrigens ein gemein-germanisches Sprachgesetz¹.

Zu der gelehrt Sprache gehörten besonders die biblischen Wörter und andere, die durch das Christentum in die germanischen Sprachen aufgenommen worden sind. Die Quantitätsverschiebung, von der hier die Rede ist, röhrt nicht nur daher, daß man die Fremdwörter unter das german. Akzentgesetz zwingen mußte, sondern auch teilweise daher, daß hebräische und griechische Namen schon vordem vom rom. Lautgesetz getroffen wurden. Wie die lateinische Metrik zeigt, wurde es von «einer bestimmten Zeit an» eine Gewohnheit, Tonvokale in freien (d. h. offenen) Silben nur lang zu sprechen².

Die Regel, die *Pogatscher* aufstellt für die Lehnwörter gelehrt Ursprungs, ist in aller Kürze folgende:

1. Wenn lat. lange Silbe mit dem germanischen Hauptakzent zusammenfällt, bleibt sie lang.
2. Fällt der germ. Akzent vor die lat. Länge, etwa wie im ae. māzister und Grēzōrius, wird der vom germ. Hauptakzent getroffene offene Vokal gedeht (S. 51). Die lat. Länge aber bekommt einen Nebenakzent: $\acute{\cdot} \grave{\cdot} x(x)$.

Es ist daher eine offene Frage, inwiefern man von einer allgemeinen isländischen Vokaldehnung in christlichen Lehnwörtern sprechen kann, die durch Vermittlung noch einer anderen Sprache – hauptsächlich des Altenglischen – aufgenommen wurden. Wenn die obengenannte Regel schon fürs Ae. gilt, werden die aus dem Lateinischen entnommenen Formen im Munde eines englischen Missionars auch englisch geklungen haben.

Wir müssen jedoch vorsichtig mit Verallgemeinerungen vorgehen. Als germanische Sprache fällt das Isländische – und im

¹ Vgl. *Pogatscher*.

² s. *Pogatscher*, S. 49. Was die Metrik betr.: *Siewers, E.*, BP-Beiträge 10, bes. S. 51–52.

9.–10. Jahrhundert gilt dasselbe für andere nordische Sprachen – unter das germanische Akzentgesetz. Der Hauptton fällt auf den wichtigsten Teil des Wortes, auf die Stammsilbe, die in überwiegender Mehrheit der Fälle die Anfangssilbe war. Die westgermanischen Sprachen unterscheiden sich hier jedoch von den nordgermanischen. Altengl. und Altdeutsch behielten noch eine Anzahl unbetonter Vorsilben (Präfixe), die den nordischen Sprachen zum größten Teil verloren gingen. Es blieb nur ein kleiner Rest Vorsilben, wie *fyr, for (forbjóða)* bei den Verben¹. Dies zeigt, daß nordische Sprachen eine noch stärkere Tendenz zur Anfangsbetonung hatten als die westgerm. Dieser Tatbestand mag auch eine Rolle bei der Aufnahme rom.-lat. bzw. hebr. Fremdwörter mit undurchsichtiger Etymologie gespielt haben. Denn Altengl. und Altdeutsch dulden im Prinzip durch ihre Akzentstruktur einen kurzen, unbetonten und offenen Vokal in der Anfangssilbe (vgl. die ae. Präfixe *ge-, be-, bi-*), was nicht im Isländischen zutrifft und was wir auch noch näher betrachten werden. Es gibt auch Gelehrte in der nordischen Sprachgeschichte, wie *Adolf Noreen*, die sich die Vokaldehnung in isländischen Lehnwörtern nicht erklären können. In seiner altisl. Grammatik sagt er folgendes aus:

«Ganz unklar sind die Verhältnisse bei sehr vielen Lehnwörtern, bes. Eigennamen. Denn zwar ist die Länge ursprünglich in z. B. *Ádám* (lat. *Adām*), *Dávið* (lat. *Dāvid*), *Jésús* (lat. *Jēsūs*), *Tómás* (gr. *Θωμᾶς*) u. a., aber wie ist sie zu erklären in z. B. der ersten Silbe von *Árón* (lat. *Arōn*), oder der zweiten von *Magnús* (lat. *Māgnūs*), der beiden von *Pétrús* (lat. *Pētrūs*), *Sátán* (lat. *Sātān*) usw.²»

Akut über isl. Wörtern ist hier wie sonst eine Längebezeichnung.

Wir tun daher gut daran, uns die Betonungsverhältnisse einiger altisl. Lehnwörter, insofern es sich durch den Reim vermitteln läßt, näher anzusehen. Wie bekannt, war die Reimsilbe in der altisl. Dichtung zugleich eine Tonsilbe. Wir müssen uns daher solche Fälle aussuchen, wo sich ein mehrsilbiges Fremdwort auf ein einheimisches oder einsilbiges Wort reimt, um die Betonungssilbe des Fremdwortes festzustellen. Der verstorbene Nordist *Finnur Jónsson* hat seinerzeit einige Beispiele dieser Art gesammelt, die ich hier zitiere³. Die Zeit und Quelle des Zitats wird hier nicht wiedergegeben, dafür weise ich auf die Arbeit von *F. Jónsson* hin. Im all-

¹ Vgl. *Jóhannesson, Íslensk tunga í fornöld u. a.*

² Aisl. und anw. Gr. 4 (1923), § 126, Anm. 3.

³ Fremmede ords behandling i oldnordisk digtning in Festschrift til *Wilhelm Thomsen*.

gemeinen kann hier gesagt werden, daß sie zum großen Teil der isl. vorliterarischen Zeit zugehören, d. h. dem 11. Jh. – wenn auch einige jünger sind:

Lat. <i>Magnús</i> :	<i>Magnús konungr fagna</i>	Reimsilbe: <i>fagn-</i>
–	<i>kappfúsum Magnúsi</i>	– <i>-fús-</i>
–	<i>Magnús í gröf fúsir</i>	– <i>fús-</i>
lat. <i>Narbōn</i> :	<i>hvalfrón til Nerbónar</i>	– <i>-frón</i>
–	<i>líftjón til Nerbónar</i>	– <i>-tjón</i>
lat. <i>Petrus</i> :	<i>klúss Pétrúsi</i>	– <i>klúss</i>
–	<i>Pétr hefr eignazk ítra</i>	– <i>ítr-</i>
lat. <i>Ārōn</i> :	<i>Āróns göfug þjónan</i>	– <i>þjón-</i>
lat. <i>Iordānēs</i> :	<i>Jórdánar gramr fjóra</i>	– <i>fjór-</i>
–	<i>ránheim til Jórdánar</i>	– <i>rán-</i>
–	<i>gráns Jórdánar</i>	– <i>grán-</i>
t. la <i>Iōsēph</i> :	<i>Jóseppr af hvalfjósum</i>	– <i>fjós-</i>
–	<i>grepp Jóseppi</i>	– <i>grepp</i>
gr. <i>Θωμᾶς</i> :	<i>Íslands blóma sélum Tóme</i>	– <i>blóm-</i>
–	<i>blásvandar Tómási</i>	– <i>blás-</i>
lat. <i>Ādām</i> :	<i>Ādám sá þann alt í heimi</i> (mehrere Beispiele)	– <i>heim-</i>
lat. Isăăc:	<i>Isák lofar vísan</i>	– <i>vís-</i>
lat. <i>sēnīōr</i> :	<i>sinjór frammi í brinju</i>	– <i>brinj</i>
keltisch	<i>fúss Dufgúsi</i>	– <i>fúss</i>
lat. <i>Māría</i> :	<i>Márla hlýð þú orðum várum</i>	– <i>vár-</i>
–	<i>frú Mária</i>	– <i>frí- (vgl. F.J.)</i>
lat. <i>altāre</i> :	<i>altári lög sára</i>	– <i>sár-</i>
lat. <i>persōna</i> :	<i>feðrpersónan engli einum</i>	– <i>ein-</i>
lat. <i>Mōysēs</i> :	<i>lagavísum Móisi</i>	– <i>-vísl-</i>
–	<i>fiölvís guðs vin Móises</i>	– <i>-vísl-</i>
lat. <i>pārādīsus</i> :	<i>allvíss paradísar</i>	– <i>-víss</i>
–	<i>sann víss paradísar</i>	– <i>-víss</i>
lat. <i>Välēriānus</i> :	<i>Välériánum</i>	– <i>lán- (vgl. F.J.)</i>
lat. <i>abbatissa</i> :	<i>oss lét abbadissa</i>	– <i>oss</i>
lat. <i>cardinālis</i> :	<i>varrbáls hötuðr karðinálí</i>	– <i>-bál-</i>
lat. <i>cinnamōnum</i> :	<i>rósablóm ok kinnamómum</i>	– <i>blóm</i>

Diese Zitate aus der isl. Dichtung in den ersten Jahrhunderten nach der Einführung des Christentums (Jahr 1000) zeigen uns, daß die (meist lateinischen oder lateinisierteren) damaligen Fremdwörter mit langem Vokal bzw. langer Silbe an zweiter Stelle, die nicht der

isl. Anfangsbetonung unkomponierter Wörter entsprach, in der Dichtung wenigstens einen variablen Hauptakzent tragen konnten. Dazu kommt auch die Endung *-ús* in *Magnús*, *Pétrús*. In den zwei Fällen von *Magnús* hat der erste die Reimsilben *magn-*: *fagn-*, der zweite *-nús*: *-fús-*. *Jórdán* hat die Reimsilben *fjór-*, *rán-*, *grán*, d. h. zwei Reimsilben von drei Fällen auf dem zweiten Teil von *Jórdán*. Gehen wir die Liste durch, fällt die Mehrheit der Reime aus dem vorliegenden Material auf den zweiten Teil des Fremdwortes oder von 30 Fällen 23:7. Und im Grunde mehr, denn einige sind ausgelassen (vgl. *Adam*).

Zum Vergleich kann daran erinnert werden, daß in isl. Composita das zweite Glied den Hauptakzent tragen konnte, obwohl die allgemeine Regel lautet – jedoch nicht unangefochten (vgl. unten), daß das erste Glied den Hauptakzent, das zweite einen starken Nebenakzent trägt¹.

Einige Beispiele aus der Dichtung:

<i>láðvarðaðar garði</i>	Reimsilbe: <i>garð-</i>
<i>goll bauð dróttinhollum</i>	– <i>goll</i>
<i>harðmúlaðr var Skúli</i>	– <i>skúl-</i>
<i>yfirmaðr várrar kristni saðrar</i>	– <i>saðr-</i>

Die Beispiele sind der Dichtung aus dem 10., 11., 13. und 14. Jahrhundert entnommen. Sie zeigen deutlich, daß das zweite Glied eines zusammengesetzten Wortes in der Dichtung den Hauptakzent tragen konnte.

Interessant sind die Ergebnisse von *Ludwig Larsson*, die er durch seine Studien der Akzentverhältnisse in einer alten isl. Handschrift, Stockholms Homiliensbuch, gewonnen hat². St. H. ist eine der Handschriften, die eine regelmäßige Orthographie aufzuweisen hat. Die aus dem Lat. herrührenden Eigennamen tragen den Akzent über der zweit- bzw. drittletzten Silbe, also nach lateinischem Betonungsgesetz, die hebräischen Namen dagegen über der Endungssilbe, die auch von Hause aus endbetont war. *F. Jónssons* Entgegnung³ mit Hinweis auf die auch hier von mir zitierten Reimzeilen, daß die erste Silbe «paa en af linjens allerstaerkest betoneðe pladser» stehe, wirkt – wie wir auch an den Beispielen sahen – nicht besonders überzeugend. Die Reimsilben weisen gerade auf eine

¹ Vgl. u. a. *Jóhannesson*, 1923/24, S. 51.

² Vgl. Archiv f. nord. fil. 9, 118 ff., 1893.

³ in Festschrift... a. a. O. S. 220.

große Schwankung der Betonung der christlichen Lehnwörter hin. Andererseits sind die Betonungssilben der Dichtung keine eindeutigen Beweise für die fremdwortartige Betonung der damals gesprochenen Sprache. Schließlich gab es auch damals poetische Lizenz. Immerhin stehen die hier von Jónsson zitierten Reimzeilen so wie auch die vier Zitate mit isländischen Komposita eher in Einklang mit der Akzentuierung in Stockholms Homilienbuch, die dem entlehnten Quantitäts- und Betonungsgesetz zu folgen scheint.

Zum Vergleich untersucht Larsson die Akzentuierung der einheimischen Komposita mit einsilbigem erstem Glied und langer Silbe im zweiten Glied. Aus seiner statistischen Übersicht ist zu entnehmen, daß die Mehrheit solcher Wörter das Akzentzeichen über der langen Silbe des zweiten Gliedes tragen. Also wieder ein Stoß gegen die Hauptregel von der hauptbetonten Anfangssilbe. Am Ende seiner Untersuchung kommt L. Larsson zu dem Schluß, daß nicht nur die Fremdwörter im Isländischen fremden (lat. und hebr.) Wortakzent noch trugen, sondern daß isl. Komposita mit einsilbigem erstem Glied den Hauptton auf der zweiten Silbe hatten: «at huvudtonen i almenhet legat paa 2: dre stavelsen i alla sammansättningar, vilkas förra del er ett enstavigt ord.» (S. 128.)

Die Untersuchungen von Larsson sind sehr beachtenswert, besonders wenn man in Betracht zieht, daß diese Handschrift eine regelmäßige Zeichengabe aufweist. Man darf aber nicht von einigen Schwierigkeiten solcher Feststellung absehen. Der Schreiber der Handschrift, die etwa um 1200 geschrieben worden ist, kann bei der Akzentuierung der Fremdwörter seine eigene Aussprache oder Sonderheiten dargestellt haben, z. B. seine Gelehrsamkeit. Zum anderen sind die Akzentzeichen in dem alten, von der Zeit vergilbten und mitgenommenen Pergament oft schwer festzustellen, was die Forscher zu äußerster Vorsicht mahnen muß. Von dieser Seite aus sind auch Larssons Akzent-Feststellungen, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, beanstandet worden¹.

Wenn man auch die Schlüsse Larssons, daß lateinische und hebräische Namen und eine bestimmte Klasse von isl. Komposita den Wortakzent als Regel nicht an erster Stelle trugen, mit allem Vorbehalt in Betracht zieht, so bleibt immerhin die allgemein anerkannte Annahme übrig, daß diese Art Wörter den Wortakzent an anderer Stelle als an der ersten tragen konnten. Das beweisen die

¹ Vgl. Wisén, S. 212.

gereimten Zeilen der Dichtung. Als Hauptregel gilt also noch für diese Wörter in Prosa, daß sie den Wortton auf der Anfangssilbe hatten, in Komposita und in gelehrten Fremdwörtern außerdem an zweiter Stelle einen starken Nebenton. Eine ähnliche Regel stellt auch *A. Pogatscher* für die Fremdwörter im Altenglischen auf¹.

Aus alledem können wir mit einiger Sicherheit folgendes über die Akzentverhältnisse isländischer Fremdwörter feststellen:

Von Anfang an herrscht im Isländischen wie heute noch die Anfangsbetonung. Die Komposita konnten jedoch, wie die Reime zeigen, den Hauptton an zweiter Stelle tragen, weil sie ansonsten einen starken Nebenakzent trugen. In dieses Akzentsystem hineingeraffen nun die gelehrten Fremdwörter, die auch ihren ursprünglichen Wortakzent behaupten wollen, der aber wie im Altenglischen für das isländische Ohr zumeist als starker Nebenakzent wahrgenommen und wiedergegeben wird, mag er auch manchmal im Munde eines Gelehrten zum Hauptakzent erhoben werden. In den ersten Jahrzehnten bis Jahrhunderten nach der Christianisierung muß daher einige Unsicherheit betreffs der Akzentuierung dieser Fremdwörter geherrscht haben. Wir geben die Akzentsituation in einfachen Formeln wieder: In einheimischen Komposita vom Typ *harðmúlaðr*, *láðvarðaðar* war die Akzentnorm $\underline{\underline{x}}(x)$. Von dieser Norm sind außer der normativen Realisierung, die mit der Norm zusammenfällt, noch zwei Realisierungen abzuleiten: $\underline{\underline{x}}(x)$ und $\underline{\underline{x}}\underline{x}(x)$. Diese sind in der Tat ein und dieselbe Realisierung, nämlich der Hauptakzent an der zweiten Stelle, da er, wenn auch physikalisch nicht stärker als an erster Stelle, den Anfangsakzent übertönt, weil er näher in der Zeit liegt. Das Ohr differenziert zwei gleich starke, nebeneinanderliegende Akzente gewöhnlich in der Weise, daß der erste als der schwächere aufgefaßt wird, was beim Abhören von Tonband und Schallplatte des öfteren zu beobachten ist und zu Unsicherheiten in der Entscheidung führt.

Dieselbe Akzentnorm haben wir in dem Fremdwort *Grēgōrius*. Von ihm sind auch dieselben Realisierungen abzuleiten: $\underline{\underline{xx}}$ und $\underline{\underline{x}\underline{x}}$.

Die zweisilbigen Fremdwörter fallen auch in der Dichtung unter das Akzentgesetz einheimischer Zusammensetzungen, die den Hauptton gelegentlich an zweiter Stelle tragen konnten. Norm:

¹ Zur Lautlehre... a. a. O. S. 51.

/\ \, Realisierungen: /\ \, / / und \ \ /. Der betonte Vokal in offener Silbe muß auch hier lang sein.

Wie die einheimischen Wörter *hvalfrón*, *lífstjón* auf eine Silbe wie -bón reimen könnten, so auch Fremdwörter wie Árón auf *þjón-*, *Magnús* auf *fús-* und *Pétrús* auf *klús-*; vgl. oben. Beachte hier die lange Endung -ús in den entlehnten Eigennamen. Die Länge der Silben ist hier nicht mit den Akzenten bezeichnet, da die erste Silbe wie *hval-* kurz oder wie *líf-* auch lang sein kann. Andere Akzentkombinationen, die wir nicht unbedingt für unsere Untersuchung benötigen, werden hier nicht weiter berücksichtigt.

Die langen Vokale in isl. Fremdwörtern sind zweierlei Ursprungs.

1. Sie können direkt aus der Quellsprache in die entlehnende Sprache übertragen werden: isl. *pílárr*, ahd. *pfilāri*, lat. *pilarius*; isl. *stræti*, ae. *stræt*, lat. *strata*.

Der «Umlaut» in *stræt* weist auf eine sehr alte Entlehnung hin, als die germanischen Dialekte noch kein ā besaßen¹.

2. Sie sind zerdehnt worden:

isl. *látina* (ae. læden), lat. *latīnum* (isl. *là-*);

isl. *ábóti* (aschw. *abōt* mit Fortis auf zweiter Silbe²), ae. *abbot*, lat. *abbatem* (isl. *à-* und *bō-*).

Die Zerdehnung hat übrigens auch im ahd. *abbāt* stattgefunden.

Der Ursprung der Dehnung als solcher, wie sie in germanischen Lehnwörtern zum Vorschein kommt, ist auch ihrerseits zweierlei:

1. Fortsetzung der im Mlat. und Spätlat. vollzogenen Dehnung, wie sie in der lat. Dichtung gemessen wird. Das rhythmische zwei-gliedrige Versmaß setzt regelmäßige Hebung und Senkung voraus. In Wörtern wie etwa *Irtacus* und *Benedictus* mußten durch die zwei-gliedrige Hebung die Nebenakzente wie folgt fallen: *Irtacùs*, *Bène-dictus*. Die Hebungen galten auch als langsilbig. So finden wir ae. Formen wie *Bēnedictus*, die wahrscheinlich zuerst als eine Übertragung der lat. Akzent- und Quantitätsformen auf die ae. Dichtung anzusehen sind³.

2. Germanische Dehnung in ursprünglich vortoniger Silbe durch die germ. Anfangsbetonung verursacht, indem der lat. Akzent

¹ Vgl. Bremer, S. 1 ff.

² Vgl. Kock, Ark. f. nord. fil., S. 160.

³ Vgl. Pogatscher, a. a. O. S. 49 f.

weiter festgehalten wurde. So bekommt ae. *mážister* aus dem lat. *mägister* langen Vokal nach der Akzentnorm: / \ X.

In allen germanischen Sprachen finden wir daher eine Dehnung in den alten und ältesten (außer denen, die vor die Dehnungszeit etwa ins 6. Jahrhundert fallen) kirchlichen Lehnwörtern vor, wo sich die germ. und lat. Akzentsysteme gekreuzt haben. Diese Dehnung braucht jedoch nicht in allen germanischen Sprachen gleich und parallel in Erscheinung getreten zu sein; die Christianisierung hat sich in den verschiedenen Ländern zu ungleichen Zeiten vollzogen, und der fremde Einfluß ist gewiß aus verschiedenen Richtungen eingedrungen¹. So können wir von einer speziellen nordischen oder aisl. Vokaldehnung sprechen, ohne daß wir in jedem einzelnen Falle feststellen können, ob sie völlig einheimisch ist oder aus einer anderen Sprache übertragen wurde. Wir sprechen aber von einer isländischen Dehnung in dem Falle, wenn sie wie in *ábóti*, ae. *abbot*, *látína*, ae. *læden* (kurzes æ), mhd. *latín*, in den germanischen Sprachen nicht aufzuweisen ist.

Nachdem der deskriptive Teil der Vokaldehnung der alten Lehnwörter gegeben worden ist, liegt der Gedanke nahe, eine auf linguistischer Grundlage plausible Erklärung zu finden. Für das Altenglische unternimmt *Pogatscher* den Versuch und erklärt die Dehnung in lat. vortoniger Silbe ↗ ↘ x (*magister*) als «durch formalen Ausgleich mit einheimischen Worttypen entstandene Analogieerscheinung» (S. 51). Da es den Lauttypus ↗ ↘ x nicht gab, nachdem der Hauptton des Fremdwortes zur Anfangssilbe hinaufrückte, mußten sie sich einem anderen Typ angleichen: ↘ ↘ x (*æresta*) und die erste Silbe dehnen. Ohne die Dehnungsgesetze des Altenglischen weiter vertiefen zu wollen, will mir jedoch erscheinen, daß die erwähnte Erklärung *Pogatschers* unzulänglich ist. Das noch ältere ae. Lehnwort *cæfester* – *capistrum* (also vor der Dehnungszeit entlehnt) hat denselben Silbenbau wie *magister* und wäre vom Akzenttyp ↗ ↘ x (vgl. den des *æresta!*). Hier war also – trotz P., S. 21 f. – eine Norm vorhanden, die für den «formalen Ausgleich mit einheimischen Worttypen» näher lag als der Akzenttyp ↘ ↘ x.

Wir wollen uns nun an die spezielle isländische Dehnung vom Typ *látína*, *ábóti* wenden und sie von der nordischen Sprachstruktur aus erklären. Die Erklärung trifft in ihrem Kern auch für die an-

¹ Frings, Germania Romana – und die dort aufgeführte Literatur.

deren germ. Sprachen zu, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, wo sie andere Wege gehen als die nordischen Sprachen; vgl. die unbetonten Vorsilben.

Seit urnordischer Zeit gab es nur kurze Vokale in schwachbetonten Silben im Auslaut: in den End- und Mittelsilben mehrsilbiger Wörter. Einsilbige Wörter mit Auslautvokal verlängerten ihren Vokal. Urn. *sa* (got. *sa*) wurde isl. *sá*; *pa* < *pā* (got. *pō*) in geschwächter Stelle wurde wieder verlängert: *pá*. In den ersten Jahrhunderten der Schriftsprache scheint es jedoch Doppelformen gegeben zu haben *sa:sá*, *pa:pá* je nach der Druckstärke im Satz¹. Ein Auslautvokal an druckstarker Stelle, d. h. der einen Druck haben konnte, bekam also Länge als Norm. So bekamen z. B. die Konsonantennamen, d. h. die Verschlußlaute und *h* nach der Einführung der Schrift, angeblich schon im 11. Jahrhundert, einen langen Vokal: *pé*, *bé*, *té*, *dé*, *ká*, *gé*, *há*. Die Folge davon war, daß auch im *Kompositum* das einsilbige erste Glied einen Auslautvokal hatte, der lang war: *Vésteinn* (PN) *vé*, Heiligtum + *steinn*, Stein, so auch, wenn der zweite Teil nicht mehr als selbständiges Wort gefühlt werden konnte: *hvé-vetna* (Pron.) in der Wortverbindung: *i hvévetna* (*hvévetna*), in jeder Beziehung.

Wie wir oben sahen, konnte das zweite Kompositionsglied den Hauptakzent tragen – besonders in der Dichtung – und als Reimsilbe dienen. In der gesprochenen Sprache nehmen wir gewiß eine Akzentnorm an, die den Hauptakzent auf dem ersten und einen starken Nebenakzent auf dem zweiten Glied zeigte (vgl. jedoch *L. Larsson*), die sich aber umgekehrt realisieren konnte: Norm // \, Realisierungen // \ und \ / (über //). Die rom.-lat. bzw. hebr. Lehnwörter konnten gewiß nicht als Komposita gefühlt werden, und doch sei es uns erlaubt, einen Vergleich zu ziehen. Sie hatten es in vielen Fällen mit den einheimischen Zusammensetzungen gemeinsam, daß sie den Hauptakzent an der ersten Stelle nicht trugen oder zu tragen brauchten. Die Gelehrten, ob ein einheimischer im Ausland gebildeter oder ein ausländischer Bischof und die von ihnen ausgebildeten Klerikalen des 11. Jh., haben gewiß Wörter wie *látina*, *ábóti* nach fremdem Muster ausgesprochen: mit Hauptdruck auf der zweiten Silbe. Nachdem die kirchliche Literatur sich in den Übersetzungen der Muttersprache bediente und die Fremdwörter in die Landessprache eingegliedert wurden,

¹ Vgl. *Brondum-Nielsen*, S. 174 (§ 113).

fügten sie sich der Norm der isl. Komposita mit langem Auslautvokal im ersten Glied an: sie konnten den Hauptton einmal auf der ersten Silbe, einmal auf der zweiten Silbe tragen. Da nun, wie oben erwähnt, jeder Auslautvokal im ersten Kompositionsglied, das einsilbig war, lang sein mußte, genau wie in dem selbständigen einsilbigem Wort, so mußten auch die Fremdwörter mit derselben Akzentnorm zwangsläufig ihren offenen Vokal vor dem zweiten Akzent verlängern. Dies entspricht auch der phonetischen Regel, daß ein Vokal vor einem Konsonanten, der zu der folgenden Akzentsilbe gehört, einen «schwach geschnittenen Akzent» oder einen «losen Anschluß» bekommt, d. h. der Vokal schließt sich locker dem Konsonanten an und wird nicht (wie bei dem «scharf geschnittenen Akzent») bei höchstem Druck unterbrochen¹.

Nach diesen Betrachtungen werden die oben zitierten «unklaren Verhältnisse» bei *Noreen* betreffs der Verlängerung der ersten Silbe in Fremdwörtern wie *Árón* (lat. *Ārōn*), und den beiden von *Sátán* (lat. *Sātān*) nicht mehr unerklärlich. Die biblischen Namen neigten sowohl in lateinischer wie auch in der einheimischen Aussprache der ältesten literarischen Zeit zur Endbetonung, d. h. in diesem Falle zu starker Betonung auf der zweiten Silbe². Der Name *Arón* und andere biblische Eigennamen, die eine starke Betonung auf der zweiten Silbe hatten, mußten also (vgl. *látina*, *ábóti*) den offenen Vokal der ersten Silbe verlängern. Was ein Wort wie *sátán* mit ursprünglichem kurzem Vokal der zweiten Silbe betrifft, so wird sich dieser Vokal schon im Mlat. (vgl. Pog. S. 26 f.) gedehnt haben, indem die zweite Silbe zunächst in der Dichtung eine Hebung bekam, und so ist das Wort in einer verkürzten Form (wie auch isl. *Stéfán*, lat. *Stephanus*) ins Isländische übernommen worden (vgl. auch mhd. *satān*).

Der gedehnte Vokal der Endung *-ús* in *Pétrús*, *Magnús* scheint kaum eine besondere Erklärung zu benötigen, etwa einem *Brútus* gegenüber. Die Reimsilben bürgen dafür, daß die Endung einen Hauptdruck haben konnte, und so richten sich diese Namen nach den biblischen Namen mit der ursprünglichen und im Lat. beibehaltenen Endbetonung. Daß *-ús* in *Magnús* später nie verkürzt worden ist (*Pétrús* wurde zu *Pétr*), mag wohl an einer Anlehnung an das unantastbare Wort *Jésús* (lat. *Jēsūs*) und andere biblische

¹ Vgl. u. a. *Dieth*, S. 429.

² Vgl. *Pogatscher*, a. a. O. S. 27, und *Larsson*, a. a. O.

Eigennamen – wie *Markús* – liegen; denn später entlehnte Wortformen wie *Július* behielten weiter die kurze Endung *-üs* bei.

Zusammenfassend wäre noch hervorzuheben: Die isländische Dehnungsregel gilt für jeden Vokal, der in der Quellsprache in vortoniger Silbe vor einem einfachen intervokalischen Konsonanten stand. Der Konsonant wurde zur Drucksilbe hinübergezogen, so daß die erste Silbe unter die Norm einheimischer Komposita mit einsilbigem erstem Glied und langem Auslautvokal zusammenfiel, also Verlängerung des Auslautvokales der ersten Silbe. Außer den hier schon erwähnten Beispielen *ábóti*, *látina* und vielleicht auch *Márlia* seien hier noch einige isl. Fremdwörter aufgeführt, die teilweise von Neubildungen aus der Sprache wieder verdrängt worden sind:

<i>kárína</i> ,	Fastenzeit, mnd. <i>karine</i>
<i>figúra</i> ,	mnd. <i>figure</i>
<i>kómēta</i> ,	mnd. <i>komēte</i> , ae. <i>cométa</i>
<i>kóróna</i> ,	mlat. <i>corōna</i>
<i>máláttá</i> ,	Aussatz, mhd. <i>malāt</i>
<i>sálifa</i> ,	Spieß, mlat. <i>saliva</i>
<i>þrófeti</i> ,	mlat. <i>þróphēta</i> , mhd. <i>þrophēte</i> .

Bei Konsonantenverbindungen, die auf zwei Silben verteilt waren, fand keine Dehnung des vortonigen Vokals statt:

<i>obláta</i> , mlat. <i>oblāta</i>
<i>siklát</i> , golddurchwirkter Seidenstoff, mhd. <i>siglāt</i>
<i>latrúnn</i> , Räuber, span. <i>ladrón</i> .

Die unbetonten Mittelvokale neigen auch zur Verlängerung vor nebenbetonten Silben:

mandólín, *patriarki*,

außer denen, die mit isl. Kurzvokalen in unbetonten Silben, besonders *a* zusammenfielen:

sakrament, *abbadís*.

In einer Fremdwörtersammlung wie bei *F. Fischer*¹ finden wir auch nach unserer Regel negative Merkmale, eine unbezeichnete Vokaldehnung. Diese Tatsachen können uns dennoch nicht zu umgekehrten Schlüssen zwingen, daß eine Vokaldehnung in solchen Fremdwörtern nicht stattfinden können. Die Unterlassung

¹ Die Lehnwörter, a. a. O.

eines Akutzeichens in den alten Handschriften ist eine recht häufige Erscheinung und gibt uns nicht dieselben Mittel zu Sprachbeobachtungen an die Hand wie ein bezeichneter Akut, zumal viele Fremdwörter nur einmalig oder sehr selten vorkommen und in der späteren Sprache nicht mehr auftauchen.

In neueren Schriften und Sammlungen¹ finden wir Fremdwörter, die scheinbar nicht nach der obigen Regel gehen, teilweise sind es auch dieselben Wörter, die ihre Aussprache geändert haben: *Adam* für *Ádám*, *Satan* für *Sátán* usw. Hier hat sich ein neuer fremder Einfluß auf die Vokalqualität geltend gemacht, nachdem $\acute{a} > a^u$, die Quantität aber ist an derselben Stelle erhalten geblieben. Die Akutzeichen dieser Wörter finden wir aber nicht mehr, da sich die allgemeine Dehnung der Kurzvokale in offener Silbe im Isländischen etwa im 16. Jahrhundert vollzogen hat².

Zusammenfassung

Es sind unter den Philologen schon mehrere Perioden der Vokaldehnung bekannt. Die germanische Dehnung in offener Silbe, die sich im Spätmittelalter im Niederdeutschen vollzog, verbreitete sich bald nach dem Norden und wurde somit in den mnd. Lehnwörtern beibehalten.

Ein langer Vokal im Mittellateinischen wurde in den ältesten klerikalen Lehnwörtern in den germanischen Sprachen, wo Quantität und Hauptbetonung zusammenfielen, beibehalten: lat. *pāpa*, ae. *pápa*, isl. *pápi*, *pápa*. Akut über dem Vokal bedeutet im Ae. und Isl. Vokallänge.

Da die germ. Sprachen Anfangsbetonung hatten, kreuzten sich häufig die Akzente in mehrsilbigen Wörtern: lat. *Benedictus* wird ae. *Bénédictus*, d. h. ein lat. Nebenakzent auf der Anfangssilbe wird im Ae. zum Hauptakzent, und der Vokal wurde gleichzeitig gedehnt. In dieser Form wurden viele Fremdwörter in die nord. Sprachen aufgenommen, da die Christianisierung ja von den Angelsachsen ausging.

Im Aisl. finden wir außerdem Fremdwörter mit langem Vokal, die woanders sonst kurz belegt sind: isl. *látina*, ae. *læden*, lat. *latīna*; isl. *ábóti*, ae. *abbot*, lat. *abbatem* (im ahd. *abbāt* hat die Dehnung des einen Vokals schon stattgefunden).

¹ Die größte bis zum Datum: *Jóhannesson*, Isländisches etymologisches Wörterbuch, Bern 1951–1956.

² Björn K. Pórólfssoñ, Kvantitets omvaltningen i islandsk, Ark. f. nord. fil. 45, S. 35 ff.

Diese spezielle isl. Vokaldehnung in alten kirchlichen Fremdwörtern bezieht sich auf das isl. Akzent- und Quantitätssystem in einsilbigen Wörtern mit auslautendem Vokal, auch in ihrer Stellung als erstes Glied im Kompositum. Dieser Vokal muß lang sein: *Vé*, Heiligtum, *Vésteinn* (PN). Trotz der Anfangsbetonung sehen wir in der Dichtung, daß ein Kompositum den Hauptakzent auf dem zweiten Glied tragen konnte. Fremdwörter wie *látina*, *ábóti* trugen also anfangs den Hauptakzent auf der zweiten Silbe, späterhin einen starken Nebenakzent. Dadurch fallen sie unter die Norm eines Kompositums mit auslautendem langen Vokal im ersten Glied wie *Vésteinn*, dessen Akzentnorm //\ sich auf dreierlei Art realisieren konnte: /\, //, \\\.

Fremdwörter mit Hauptakzent bzw. starkem Nebenakzent auf der zweiten Silbe mußten also nach dem Quantitätsgesetz des auslautenden Vokals des ersten Gliedes eines einheimischen Kompositums diesen in der Anfangssilbe dehnen.

Summary

Various cases of vowel lengthening are familiar to philologists. The Germanic lengthening in open syllables which took place in the late Middle Ages in Low German soon spread northwards and was therefore retained in MLG loan words.

A long vowel in Middle Latin was retained in the earliest clerical words borrowed into the Germanic languages, where quantity and main stress fell together: Lat. *pápa*, OE *pápa*, Icel. *pápi*, *pápa*. An acute accent over the vowel indicates vowel length in OE and Icel.

As the Germ. languages had initial stress there was often a shift of accent in polysyllabic words: Lat. *Benedictus* became OE *Bénedictus*, i.e. a secondary accent on the initial syllable in Latin became a main accent in OE and the vowel was lengthened accordingly. Many foreign words were taken into the North Germanic languages in this form, since Christianity spread from the Anglo-Saxons.

In O.Icel. we find in addition foreign words with a long vowel which elsewhere occurs short: Icel. *látina*, OE *lédan*, Lat. *latina*; Icel. *ábóti*, OE abbot, Lat. abbatem (in OHG *abbat* the lengthening of one of the vowels has already taken place).

This specifically Icel. vowel lengthening in old church loan words is related to the Icel. accent and quantity system in monosyllabic words with final vowel and the occurrence of these as the first element in a compound. Such vowels must be long: *Vé*, sanctuary, *Vésteinn* (PN). In spite of the rule of initial stressing we see in poetry that a compound may have the main accent on the second element. Foreign words like *látina*, *ábóti* at first had the main accent on the second syllable and later a strong secondary accent. They are thus included under the Norm of a compound with a final long vowel in the first element like *Vésteinn*, whose accent-norm //\ may be realised in three ways: /\, //, \\\.

So foreign words with the main or a strong secondary accent on the second element must conform to the quantity law for final vowels and lengthen these in the initial syllable.

Résumé

Les philologues connaissent déjà plusieurs allongements vocaliques. L'allongement germanique en syllabe ouverte qui s'accomplit en bas-allemand à la fin du Moyen-Age s'étend bientôt vers le nord et se conserve dans les mots d'emprunt du moyen bas-allemand.

Une voyelle longue est conservée dans les plus anciens mots d'emprunt du vocabulaire religieux dans les langues germaniques où quantité et accent principal coïncidaient: lat. *pāpa*, v.angl. *pāpa*, isl. *pápi*, *pápa*. Un accent aigu sur la voyelle est un signe de longueur en v.angl. et en isl.

Comme les langues germaniques avaient un accent initial, les accents se croisaient souvent dans les polysyllabes: lat. *Bēnēdictus* devient en v.angl. *Bēnēdictus*, c'est-à-dire que l'accent secondaire du latin sur la syllabe initiale devient en v.angl. l'accent principal et la voyelle est allongée. Beaucoup de mots sont empruntés sous cette forme dans les langues nordiques, puisque la christianisation est partie des Anglo-Saxons.

En v.isl. nous trouvons en outre des mots d'emprunt à voyelle longue qui sont conservés ailleurs avec une voyelle brève: isl. *látina*, v.angl. *laeden*, lat. *latīna*; isl. *ábóti*, v.angl. *abbot*, lat. *abbatem* (dans le v.h.a. *abbāt*, l'allongement de la voyelle a déjà eu lieu).

Cet allongement islandais dans les vieux mots d'emprunt religieux est lié au système accentuel et quantitatif dans les monosyllabes terminés par une voyelle ainsi qu'à leur emploi en tant que premier terme de composé. La voyelle doit être longue: *Vé, Vésteinn*. En dépit de la règle d'accentuation sur l'initiale, nous voyons par la poésie qu'un composé pouvait porter l'accent principal sur le second terme. Des mots d'emprunt comme *látina*, *ábóti* ont donc eu sur la seconde syllabe, au début l'accent principal et plus tard un fort accent secondaire. Ils sont donc tombés par là sous le coup de la loi qui régissait les composés à premier membre terminé par une voyelle longue, comme *Vésteinn*, dont la norme accentuelle $\diagup\diagdown$ pouvait se réaliser de trois façons: $\diagup\diagdown$, $\diagup\diagup$, $\diagdown\diagdown$.

Les mots d'emprunt à accent principal ou à fort accent secondaire sur le second élément devaient donc, d'après la loi régissant la quantité de la voyelle finale, allonger la voyelle en syllabe initiale.

Literaturverzeichnis

Bergsveinsson, S.: Grundfragen der isländ. Satzphonetik. Munksgaard, Kopenhagen 1941.
 Bremer, O.: Beitr. 11, 1.
 Brondum-Nielsen, J.: Gammeldansk Grammatik. København 1928.
 Dieth, E.: Vademeukum der Phonetik. Francke, Bern 1950.
 Fischer, F.: Die Lehnwörter des Altwestnordischen. Palaestra 85, Berlin 1909.
 Frings, T.: Germania Romana, Mitteldeutsche Studien 2, Niemeyer, Halle a. d. S. 1932.
 Jóhannesson, A.: Islensk tunga í fornöld. Reykjavík 1923/24.
 Id.: Isländisches etymologisches Wörterbuch, Bern 1951/1956.
 Jónsson, F.: Frommede ords behandling i oldnordisk digtning in Festschrift til Wilhelm Thomsen, København 1894.
 Kock, A.: Svensk ljudhistoria, Bd. I-V. Lund 1906/29.
 Id.: Ark. nord. fil. 9, 160, 1893.
 Larsson, L.: Ark. nord. fil. 9, 118, 1893.
 Pogatscher, A.: Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen. Straßburg/London 1888.
 Pórólfsson, B. K.: Ark. nord. fil. 45, 35, 1929.
 Seip, D. A.: Laaneordsstudier I. Kristiania 1915.
 Taranger, A.: Den angelsaksiske Kirkes Indflydelse paa den norske. Kristiania 1890.
 Wisén, T.: Textkritiska Anmärkningar till den Stockholmska Homilieboken. Ark. nord. fil. 4, 212, 1888.

Adresse des Autors: Prof. Dr. Sveinn Bergsveinsson
 Holzkircherstraße 1b, Berlin-Weißensee (Deutschland)

Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung

Von OTTO STEINER, Braunschweig

Die allgemeine Methodik der Schulkindererhebungen des «Institutes für empirische Soziologie Hannover-Bamberg» ist von *K. V. Müller* im einzelnen dargestellt worden und kann bei ihm nachgelesen werden. Im Rahmen der gegenwärtigen Veröffentlichung genügt es, zu erwähnen, daß die mitwirkenden Lehrkräfte in vorgedruckte Klassenlisten Angaben über sämtliche Schüler ihrer Klasse eintragen und daß diese Angaben anschließend statistisch ausgewertet werden.

Für die Mundarterhebung wurden sämtliche 12724 Grundschüler und Grundschülerinnen der Untersuchungsgebiete Bamberg und Northeim erfaßt. Der Landkreis Bamberg wurde bei der Auswertung entsprechend der schulorganisatorischen Unterteilung in die zwei etwa gleich großen Hälften «Bamberg-Ost» und «Bamberg-West» zerlegt. Die Grenze zwischen Bamberg-Ost und Bamberg-West verläuft entlang der Regnitz und dem Oberlauf des Mains.

Um die statistische Auswertung zu erleichtern, waren für die Eintragung der Mundartkategorie in die Klassenlisten folgende Schlüsselzahlen vorgesehen:

- (1) reines Hochdeutsch = H d
- (2) bodenständige Mundart = b M
- (3) fremde Mundart = f M
- (4) zwischen (1) und (2)
- (5) zwischen (1) und (3)

- (6) zwischen (2) und (3)
- (7) des Deutschen kaum mächtig
- (8) Sonstige, z.B. Stumme.

Da es sich um einen ersten Versuch in dieser Richtung handelte, war bewußt auf nähere Definitionen verzichtet worden.

Es zeigte sich, daß die Lehrkräfte die «gemischten» Kategorien (4), (5) und (6) hauptsächlich dann angegeben haben, wenn der betreffende Schüler zwei von den «reinen» Kategorien, (1), (2) oder (3), nebeneinander benutzt. Die gemischten Kategorien stellen de facto also nicht so sehr Mischungsbereiche als vielmehr vorwiegend Überschneidungsbereiche der reinen Kategorien dar. Kategorie (1) umfaßt jedoch im vorliegenden Material de facto neben «reinem» Hochdeutsch auch «abgeschliffenes» Hochdeutsch.

Die Reihenfolge der Schlüsselzahlen ist im folgenden umgestellt, so daß sich ein sinnvoller Zusammenhang zwischen aufeinanderfolgenden Kategorien ergibt. Die Fälle, in denen die Klassenliste keine Angabe über die Mundart enthielt, wurden bei der Auswertung einer Kategorie (–) zugewiesen.

Tabelle 1 gibt die absoluten Zahlen für die untersuchten vier Teilgebiete in Aufgliederung auf die beiden Geschlechter.

Hier zeigt die weitgehende Übereinstimmung der Verhältnisse in den beiden Hälften des Landkreises Bamberg erstens, daß die Lehrkräfte die acht Kategorien ziemlich einheitlich verstanden

*Tabelle 1
Hochdeutsch und Mundart bei Grundschülern 1954, absolute Zahlen*

Kategorie Teilgebiet	(2) b M	(4)	(1) H d	(5)	(3) f M	(6)	(7)	(8)	(–)	Summe
Bamberg-Ost	773	101	17	14	9	35	–	–	8	957 Knaben
	746	114	33	25	10	34	1	–	7	970 Mädchen
Bamberg-West	797	148	19	21	10	29	–	–	2	1026 Knaben
	731	163	26	21	11	26	1	1	1	981 Mädchen
Bamberg-Stadt	1244	391	173	56	19	45	1	4	–	1933 Knaben
	911	438	205	97	21	22	1	1	–	1696 Mädchen
Northeim	248	669	1586	172	27	19	4	4	10	2739 Knaben
	162	473	1622	108	15	14	2	1	25	2422 Mädchen
Summe	5612	2497	3681	514	122	224	10	11	53	12724 Grundschüler

haben, und zweitens, daß mit der Methode der Klassenlisten wesentliche Erscheinungen auf dem Gebiet der Mundartstatistik tatsächlich erfaßt werden können.

Der Tabelle 1 entnimmt man, daß die Kategorien (7) «des Deutschen kaum mächtig» und (8) «Sonstige, z. B. Stumme» nur ganz sporadisch vertreten sind. Die für derartige Erhebungen außerordentlich geringe Besetzung der Kategorie (-) besagt, daß aus dieser unklaren Gruppe keine wesentlichen Korrekturen am Gesamtbild kommen können. Im folgenden sind die Kategorien (7), (8) und (-) der Einfachheit halber weggelassen.

Tabelle 2 gibt die Promilleanteile der Mundartkategorien (1) bis (6) für die vier Teilgebiete in Aufgliederung auf die beiden Geschlechter.

*Tabelle 2
Hochdeutsch und Mundart bei Grundschülern 1954, in Promille*

<i>Kategorie</i> <i>Teilgebiet</i>	(2) b M	(4)	(1) H d	(5)	(3) f M	(6)
Bamberg-Ost	821	104	17	14	10	34
	787	113	33	23	10	34
Bamberg-West	781	143	19	21	9	27
	749	165	27	22	10	27
Bamberg-Stadt	651	208	79	28	10	24
	541	257	119	57	13	13
Northeim	90	245	584	64	10	7
	68	199	675	46	6	6

Der Tabelle 2 entnimmt man, daß bodenständige Mundart (2) in allen vier Teilgebieten bei den Knaben wesentlich häufiger angegeben ist als bei den Mädchen. Komplementär dazu ist reines Hochdeutsch (1) in allen vier Teilgebieten bei den Mädchen häufiger angegeben als bei den Knaben*.

* Anmerkung: Herrn Arnald Steiger, Zürich, verdanke ich den freundlichen Hinweis, daß schon 1905 L. Gauchat gelegentlich der Untersuchung der mundartlichen Differenzierungen in dem welschschweizerischen Bergdorf Charmey Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern hinsichtlich ihrer mehr oder weniger konservativen Bewahrung von mundartlichen Eigentümlichkeiten gefunden hat. Gauchat zufolge neigen die Frauen aller erwachsenen Altersklassen dazu, die Mundartstufe der jeweils jüngeren Generation vorwegzunehmen (vgl. dort S. 31, 35, 37, 44, 45 und 50). Zur Deutung beruft er sich auf ein «Prinzip der Frequenz», wonach häufiger benutzte Wörter bzw. Laute schneller abgeschliffen werden als seltener benutzte. Die meist schweigsam ihrer Arbeit nachgehenden Bergbauern wären demnach zum mundartlichen Konservatismus prädestiniert, während ihre Frauen viel mehr Gelegenheit zu Gesprächen mit den Kindern, den

Der Anteil des reinen Hochdeutschen (1) sowie der hochdeutsch beeinflußten Kategorien (4) und (5) ist bei beiden Geschlechtern in der Stadt Bamberg bedeutend höher als in den beiden angrenzenden Landgebieten. Ein ähnlicher Unterschied zwischen Stadt und Land fand sich auch beim Vergleich der Stadt Northeim mit dem Rest des Kreises Northeim.

Kategorie (3) entspricht im wesentlichen dem alleinigen Gebrauch der heimatlichen Mundart der Neubürger. Dies ist in allen vier Teilgebieten bei beiden Geschlechtern nur in etwa ein Prozent aller Fälle in einigermaßen reiner Ausprägung festgestellt worden. Die erkennbar durch «fremde Mundart» beeinflußten Kategorien (5), (3) und (6) zusammen machen in allen vier Teilgebieten 5,7 bis 8,3 Prozent aller Fälle aus. Weiter unten werden die Verhältnisse bei den einzelnen Herkunftsgruppen noch gesondert betrachtet werden.

Tabelle 2 enthüllt grundlegende Strukturunterschiede zwischen den Verhältnissen in Bayern und in Niedersachsen. Es hat also keinen Zweck, den gemeinsamen Durchschnitt für alle vier Teilgebiete zu errechnen.

In und um Bamberg hat sich die bodenständige Mundart = Mainfränkisch im Vordergrund behauptet und auch bei den Kindern der Neubürger weitgehend durchgesetzt, wie aus Tabelle 3 noch in aller Deutlichkeit hervorgehen wird. In der Stadt Bamberg selbst wird die bodenständige Mundart von mehr als der Hälfte aller Grundschüler in dem der Kategorie (2) entsprechenden Ausmaße benutzt.

Ganz anders steht es im Kreis Northeim. Hier ist die bodenständige Mundart = Plattdeutsch der Kategorie (2) nur noch in weniger als zehn Prozent aller Fälle angegeben. Rund sechzig Prozent der Grundschüler sprechen hier nur hochdeutsch (1) und rund weitere zwanzig Prozent benutzen Hochdeutsch neben bodenständiger Mundart.

Nachbarinnen usw. hätten und somit modernisierenden oder wenigstens mundartwandelnden Einflüssen stärker ausgesetzt wären. Wie jedoch die Schulkinder der Kreise Bamberg und Northeim schon in der Altersstufe der Sechs- bis Zehnjährigen dem Prinzip der Frequenz zufolge so stark differenzierend beeinflußt sein sollten, daß sich die tatsächlichen Verhältnisse daraus verstehen lassen könnten, ist nicht erkennbar. Anscheinend liegen die Wurzeln für die unbestreitbare mundartliche Differenzierung der beiden Geschlechter doch viel tiefer als man im ersten Augenblick annehmen möchte. Übrigens hat auch *Gauhat* selbst diese Differenzierung bei den Schulkindern beobachtet (siehe dort S. 35), ohne jedoch auf die tiefere Bedeutung dieser Erscheinung hinzuweisen.

Daß im Kreis Northeim die unerwartet radikale Abkehr vom Plattdeutschen eine reelle Tatsache ist und nicht etwa als ein Mißverständnis der ganzen Fragestellung seitens der Lehrkräfte erklärt werden kann, zeigen die folgenden Auszüge aus spontanen Anmerkungen der Lehrkräfte:

Hardegsen (166 Schulkinder erfaßt): «Die bodenständige Mundart wird von Kindern nicht mehr gesprochen. Die Kinder der zugewanderten Familien kamen in einem Alter hierher, das ihnen die Erlernung ihrer heimischen Mundart nicht gestattete. Abgeschliffenes Hochdeutsch.»

Lutterbeck (14 Schulkinder erfaßt): «...Die Kinder sprechen beim Spiel, in der Pause und außerhalb der Schule hochdeutsch, höchstens unterlaufen gelegentlich mundartliche Ausdrücke...»

Nörten-Hardenberg (223 Schulkinder erfaßt): «Die Kinder sprechen innerhalb der Schule allgemein ein reines bis fast reines Hochdeutsch.»

Schönhagen (88 Schulkinder erfaßt): «...Die Nr. 4 bzw. 5 bedeutet nicht etwa, daß die Sprache der Kinder aus einem Gemisch von Hochdeutsch und Mundart entsteht, sondern daß sie hochdeutsch sprechen (in der Schule, auf Schulhof und Straße), mit ihren Eltern und Großeltern aber vorwiegend das Plattdeutsche bzw. andere Mundart sprechen. Nach meiner Beobachtung bedienen sich die Kinder im Umgang miteinander fast ausschließlich des Hochdeutschen, das wohl manchmal mit einzelnen mundartlichen Ausdrücken vermischt ist.»

Für die 38 erfaßten Klassen der *Stadt Northeim* selbst wird in 20 Klassen ausschließlich Kategorie (1) reines Hochdeutsch angegeben.

Wie schon diese Hinweise vermuten lassen, sind im Kreis Northeim nicht etwa nur die Kinder der Neubürger die Träger des Hochdeutschen, sondern in beträchtlichem Ausmaße auch die Kinder der Einheimischen.

Im folgenden sind elf Herkunftsgruppen unterschieden: Familie des Kindes

1. in der Gegend *bodenständig*
2. vor dem Kriege *zugewandert*
3. aus westdeutschen Städten *evakuiert*
4. aus Norddeutschland östlich der Oder (*Nordostdeutsche*)
5. aus *Schlesien*
6. aus dem *Sudetenland*

7. *Volksdeutsche* aus dem Osten, außerhalb der Grenzen von 1937
8. eingewandert aus *Berlin*, auch evakuiert
9. eingewandert aus der sowjetischen Besatzungszone, auch evakuiert (*Mittelzoner*)
10. *Sonstige* nach dem Kriege zugewanderte und unbekannt
– ohne Angabe in der Klassenliste

Die Gruppen 1 bis 3 stellen hierin die «Einheimischen», die Gruppen 4 bis 10 die «Neubürger» dar, die Gruppen 4 bis 7 sind «Vertriebene».

Die folgenden Tabellen 3 und 4 geben die absoluten Zahlen der Mundartkategorien (1) bis (6) in Aufgliederung auf die elf Herkunftsgruppen. Die beiden Geschlechter sind hierbei zusammengefaßt. Da in allen Herkunftsgruppen die beiden Geschlechter etwa gleich häufig vertreten sind, wird durch diese Zusammenfassung das Gefälle zwischen den verschiedenen Herkunftsgruppen nicht wesentlich gefälscht.

Tabelle 3 bezieht sich auf das Gesamtgebiet Bamberg, also auf das zusammengefaßte Material aus den beiden Kreisen Bamberg-Stadt und Bamberg-Land. Das Zahlenverhältnis zwischen Stadtbevölkerung und Landbevölkerung ist in diesem Bamberger Material etwa dasselbe wie im Material aus dem Kreis Northeim, so daß das oben festgestellte Stadt-Land-Gefälle den Vergleich zwischen dem Gesamtgebiet Bamberg und dem Kreis Northeim nicht mehr wesentlich stört.

Tabelle 3
Gesamtgebiet Bamberg. Herkunft und Mundart. Absolute Zahlen

<i>Kategorie</i> <i>Herkunft</i>	(2) b M	(4)	(1) H d	(5)	(3) f M	(6)	<i>Summe</i>
Bodenständige	4391	858	167	17	17	6	5456
Zugewanderte	104	44	22	6	1	3	180
Evakuierte	52	30	16	8	2	3	111
Nordostdeutsche	41	41	36	18	5	16	157
Schlesier	205	128	92	87	23	68	603
Sudetendeutsche	129	73	42	37	13	33	327
Volksdeutsche	67	33	17	12	4	37	170
Berliner	20	27	6	5	2	1	61
Mittelzoner	39	39	23	21	3	7	132
Sonstige	47	39	11	12	6	9	124
ohne Angabe	107	43	41	11	4	8	214
<i>Summe</i>	5202	1355	473	234	80	191	7535

Der Tabelle 3 entnimmt man, daß im Gesamtgebiet Bamberg bei keiner einzigen Herkunftsgruppe die Kategorie (1) relativ so schwach vertreten ist wie bei den Bodenständigen, bei denen 167 von 5456 einem Anteil von nur etwa 3% entsprechen. Obwohl mehr als zwei Drittel der erfaßten Grundschüler, nämlich 5456 von 7535, zur Herkunftsgruppe der Bodenständigen gehören, stellen diese nur knapp ein Drittel der Träger von Kategorie (1), nämlich nur 167 von 473.

Im Gesamtgebiet Bamberg ist bei allen Herkunftsgruppen mit Ausnahme der Berliner, der Mittelzoner und der Nordostdeutschen die Kategorie (2) bodenständige Mundart stärker als alle anderen einzelnen Mundartkategorien vertreten. Dieser Befund entspricht hinsichtlich des Gefälles durchaus der Erwartung, daß die zuletzt Gekommenen, nämlich die Berliner und die Mittelzoner, sowie die ihrer heimatlichen Mundart nach am stärksten von den Bodenständigen abweichenden Nordostdeutschen mundartlich noch nicht so weitgehend assimiliert sein dürften wie die schon etwas länger am Ort befindlichen oder auch mundartlich den Bodenständigen verwandter Herkunftsgruppen, z. B. der Schlesier und der Sudetendeutschen.

Beachtenswert ist ferner, daß im Gesamtgebiet Bamberg bei allen Herkunftsgruppen auch noch die durch die bodenständige Mundart beeinflußte Kategorie (4) stärker vertreten ist als die Kategorie (1) reines Hochdeutsch. Selbst die aus Großstädten stammenden Gruppen der Evakuierten und der Berliner machen hier keine Ausnahme.

Ob der etwa 0,7% betragende Anteil (40 von 5456) der Bodenständigen an den drei fremdmundartlich beeinflußten Kategorien (5), (3) und (6) reell ist oder als Erhebungsfehler aufgefaßt werden muß, läßt sich nicht erkennen. Er spielt jedoch wegen Geringfügigkeit keine Rolle.

Im Gesamtgebiet Bamberg übt offenbar die bodenständige Mundart auf die Neubürger einen wesentlich stärkeren assimilierenden Einfluß aus als das Hochdeutsche. Ganz anders liegen die Verhältnisse im Kreis Northeim.

Der Tabelle 4 entnimmt man, daß im Kreis Northeim bei allen Herkunftsgruppen die Kategorie (1) reines Hochdeutsch weitaus am stärksten vertreten ist. Nur bei den Sudetendeutschen macht sie weniger als 50% aus.

Auch die hochdeutsch beeinflußte Kategorie (4) ist hier bei

Tabelle 4

Kreis Northeim. Herkunft und Mundart. Absolute Zahlen

Kategorie Herkunft	(2) b M	(4)	(1) H d	(5)	(3) f M	(6)	Summe
Bodenständige	308	812	1696	9	2	1	2828
Zugewanderte	3	24	72	3	—	1	103
Evakuierter	17	39	158	4	—	1	219
Nordostdeutsche	25	58	359	58	7	7	514
Schlesier	34	98	501	125	9	9	776
Sudetendeutsche	1	19	36	11	5	2	74
Volksdeutsche	3	32	121	47	9	11	223
Berliner	3	6	47	2	—	1	59
Mittelzoner	7	21	137	13	2	—	180
Sonstige	2	22	41	7	8	—	80
ohne Angabe	7	11	40	1	—	—	59
Summe	410	1142	3208	280	42	33	5115

allen Herkunftsgruppen noch mindestens doppelt so häufig als Kategorie (2) bodenständige Mundart.

Entsprechend ist hier die hochdeutsch beeinflußte Kategorie (5) bei allen Herkunftsgruppen mit alleiniger Ausnahme der «Sonstigen» mindestens doppelt so häufig als Kategorie (3) fremde Mundart.

Im Kreis Northeim benutzen nur noch 11 % der bodenständigen Herkunftsgruppe die bodenständige Mundart in dem der Kategorie (2) entsprechenden Ausmaße, im Gesamtgebiet Bamberg dagegen volle 80 %.

Einen schnellen Überblick über die obwaltenden Verhältnisse, abgesehen von den auch jetzt weggelassenen Mundartkategorien (7), (8) und (–), gewährt die beigelegte grafische Darstellung.

Die Anteile der einzelnen Herkunftsgruppen am Gesamtmaterial des betreffenden Untersuchungsgebietes sind hier durch Kreise dargestellt, deren Flächen direkt proportional den zugehörigen Schülerzahlen sind. Die Sektoren entsprechen den auf die einzelnen Mundartkategorien entfallenden Anteilen.

Ausgehend von der Mitte des Oberrandes eines Kreises sind im Sinne des Uhrzeigers der Reihe nach aufgetragen: waagrecht schraffiert Kategorie (2) bodenständige Mundart, weiß Kategorie (4), senkrecht schraffiert Kategorie (1) reines Hochdeutsch, weiß Kategorie (5), schwarz Kategorie (3) fremde Mundart, weiß Kategorie (6). Die Kategorien der weißen Sektoren stellen also jeweils die Überschneidungsgebiete zwischen den rechts und links anschließenden reinen Kategorien dar.

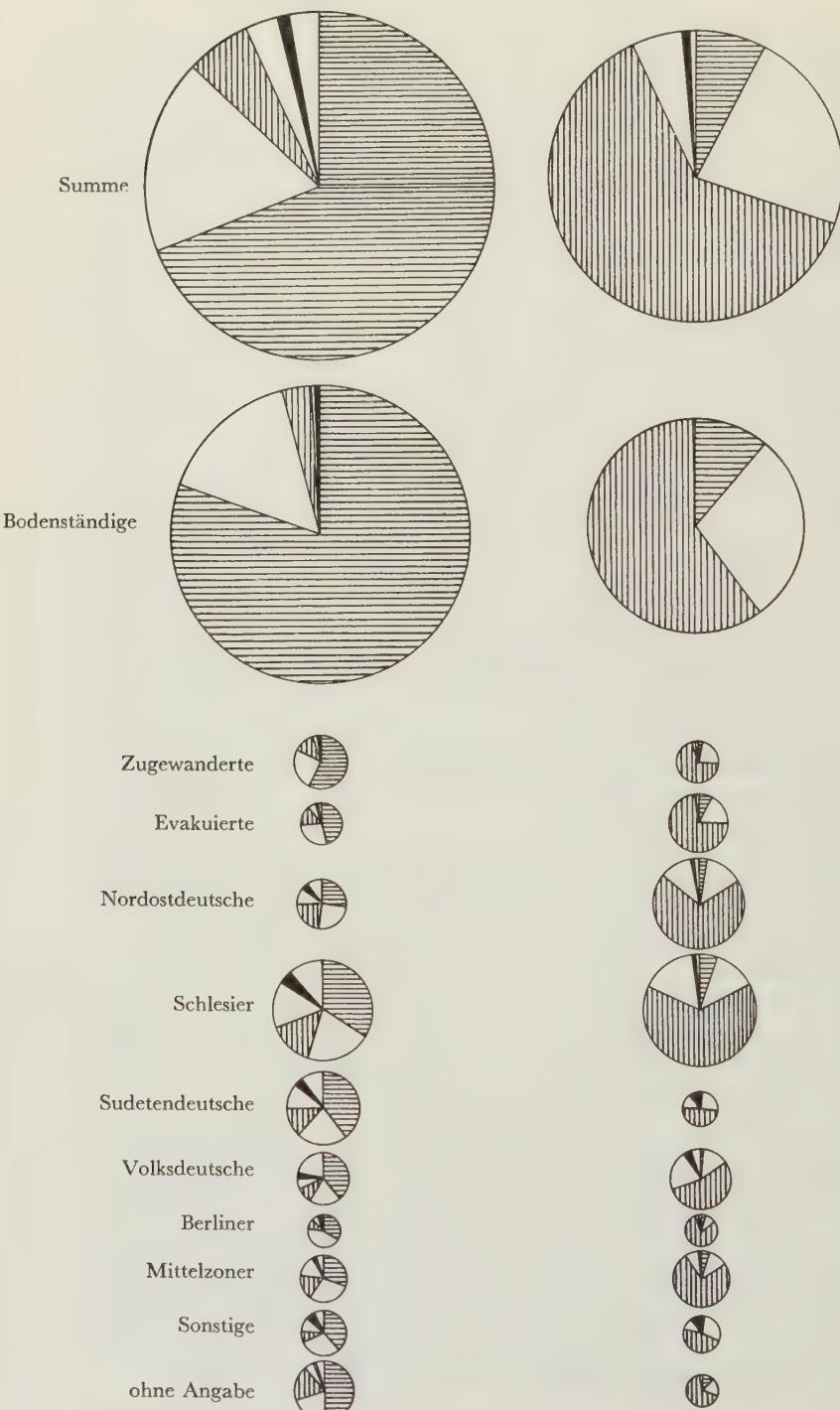


Fig. 1. Mundart und Herkunft bei Grundschülern im Jahre 1954. Die Verhältnisse der linken Spalte beziehen sich auf das Gesamtgebiet Bamberg, die der rechten Spalte auf den Kreis Northeim. Waagrecht schraffiert: bodenständige Mundart; senkrecht schraffiert: hochdeutsch; schwarz: fremde Mundart; weiß: Überschneidungsgebiete. Die Flächenverhältnisse der Segmente entsprechen den Schülerzahlen.

Der schwarze Sektor (3) und seine beiden weißen Nachbarsektoren (5) und (6) stellen denjenigen Anteil einer Herkunftsgruppe dar, der sich mundartlich vom typischen Einheimischen heute noch unterscheiden läßt. Bei den Gruppen der Nordostdeutschen, der Schlesier, der Sudetendeutschen und der Volksdeutschen umfaßt dieser widerstandsfähigere «Mundartkern» ein Sechstel bis ein Drittel der betreffenden Herkunftsgruppe, wobei Sudetendeutsche und Volksdeutsche in beiden Untersuchungsgebieten mundartlich etwa gleich stark assimiliert sind, während sich Nordostdeutsche und Schlesier im Kreis Northeim mundartlich stärker assimiliert haben als im Gesamtgebiet Bamberg. Diese Differenzierung zwischen den verschiedenen Herkunftsgruppen dürfte sich durch von Haus aus verschiedene Anteile an mitgebrachtem Hochdeutsch erklären lassen.

Die Lage des im wesentlichen der noch unangetasteten heimatlichen Mundart der Neubürger entsprechenden Sektors (3) neben den beiden schon von Hochdeutsch oder bodenständiger Mundart überspülten Sektoren (5) und (6) zeigt sehr anschaulich, daß der relativ widerstandsfähige Mundartkern der Vertriebenen im Gesamtgebiet Bamberg von beiden Einflüssen etwa gleich stark angenagt wird, während im Kreis Northeim der Einfluß des Hochdeutschen weit überwiegt.

Bemerkenswert erscheint noch, daß sich im Gesamtgebiet Bamberg die Träger des Mundartkerns der Volksdeutschen stärker zur bodenständigen Mundart hingezogen fühlen als zum Hochdeutschen. Da auch im Kreis Northeim bei den Volksdeutschen die Kategorie (6) relativ stark vertreten ist, mag dies vielleicht seinen Grund in der eigentümlichen Sozialstruktur der Volksdeutschen und ihrer relativ sehr starken Beziehung zur Landwirtschaft haben, wodurch sie von vornherein in eine engere Berührung mit den wichtigsten Trägern der bodenständigen Mundart kommen müssen als die anderen Gruppen der Neubürger.

Angesichts der überraschenden Dynamik des mundartlichen Anpassungs- und Wandlungsgeschehens, die sich schon bei diesem ersten Versuch einer Mundartstatistik an Grundschülern zeigte, erscheint es dringend geboten, alle Arten von Mundartuntersuchungen in hinreichend großem Maßstabe schon in naher Zukunft durchzuführen, da sonst zumindest beim Nachwuchs die Mundarten der Vertriebenen in wenigen Jahren ausgestorben oder doch einfachen Untersuchungsmethoden nicht mehr zugänglich sein dürften. Aber auch das Gleichgewicht zwischen der boden-

ständigen Mundart und dem Hochdeutschen ist gegenwärtig einem dramatischen Wandel unterworfen, von dessen Ausmaß die Zahlen für den Kreis Northeim eine erste Vorstellung geben. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch diese Vorgänge mit den Mitteln der Statistik ausreichend verfolgt würden.

Professor *K. V. Müller*, Nürnberg, habe ich für die Bereitstellung des statistischen Materials, Fräulein *A. Langfeldt*, Braunschweig, für Mithilfe bei der Auszählung und für Diskussionsbemerkungen zu danken.

Zusammenfassung

Im Frühjahr 1954 wurde in den beiden nordbayrischen Kreisen Bamberg-Stadt und Bamberg-Land sowie im südniedersächsischen Kreis Northeim eine Erhebung über die zur Zeit von den Grundschülern gebrauchte «Mundart» durchgeführt. Es ergab sich eindeutig, daß in der Altersklasse der 6–10jährigen das Hochdeutsche mehr von Mädchen, mehr in der Stadt, mehr in Niedersachsen, die bodenständige Mundart mehr von Knaben, mehr auf dem Lande, mehr in Bayern gesprochen wird. Es ergab sich ferner, daß nur noch ein Drittel bis ein Sechstel der Kinder der Vertriebenen noch erkennbar heimatliche Mundart spricht.

Summary

In the spring of 1954 an enquiry was carried out in the districts of Bamberg-Stadt and Bamberg-Land in northern Bavaria and in the district of Northeim in southern Lower Saxony into the “dialect” used by primary-school children. It was clearly shown that in the 6–10-years-old age group High German was spoken more by girls, by those living in towns, and in Lower Saxony, whilst the local dialect was used more by boys, by those living in the country, and in Bavaria. It was also shown that only one third to one sixth of the children of parents displaced during the relevant years spoke a still recognisable form of their native dialect.

Résumé

Au début de 1954, on a procédé dans les districts de Bamberg-ville et de Bamberg-campagne en Bavière du Nord et dans le district de Northeim en basse Saxe méridionale à un relevé des dialectes employés jusqu'alors par les élèves des écoles primaires. Le résultat montre clairement qu'entre 6 et 10 ans le haut-allemand est employé surtout par les filles, en ville, en basse Saxe, le dialecte local, surtout par les garçons, à la campagne, en Bavière. On a constaté de plus que seulement $\frac{1}{3}$ à $\frac{1}{6}$ des enfants de parents venus d'ailleurs, dans les classes d'âge considérées, parlent encore de façon reconnaissable le dialecte de leurs parents.

Literatur

Gauchat, L.: L'unité phonétique dans le patois d'une commune. Niemeyer, Halle 1905.
Müller, K. V.: Heimatvertriebene Jugend. Holzner, Kitzingen 1953.

Adresse des Autors: Otto Steiner, Beckinger Straße 5, Braunschweig (Deutschland)

Der Ursprung des germanischen ē² und die Reduplikationspräterita

Von HELMUT LÜDTKE, Münster (Westf.)

Die Herkunft des ē² ist bisher nicht einwandfrei geklärt¹. Allgemein herrscht die Ansicht, daß ē² wahrscheinlich aus einem idg. Langdiphthong ēi entstanden ist², der mit ēi alternierte (quantitativer Ablaut), woraus sich dann im Urgermanischen der Wechsel ē²:ī ergab. Auf diese Weise erklärt man den Vokalismus von an. *tírr*, ae. *tír* gegenüber ahd. *ziar*, nhd. *Zier*; ae. *wír* gegenüber ahd. *wiara*; got. *skeirs*, as. *skir*, ae. *scir* gegenüber ahd. *skiara*, nhd. *schier*; ndl. *krijg* gegenüber dtsch. *Krieg* u. a.

Eine Aufstellung der verschiedenen Herkunfts-kategorien des ē² gibt J. Janko³; danach ist «die allem Anschein nach älteste Kategorie unseres Lautes... ēi als Dehnstufe zu ei»; hinzu kommen einzelne Sonderfälle wie dtsch. *Miete*, ae. *mēd*, got. *mizdō* sowie die weit verbreiteten Lehnwörter *Krēks* und *mēs*, ferner betonte Einsilber mit sekundärer Dehnung. Eine recht zahlreiche Gruppe bilden lateinische Lehnwörter im Westgermanischen, eine noch zahlreichere die reduplikationslosen Präterita der 7. Klasse. Was die Entstehung der letzteren betrifft, so herrschen hierüber zwar beträchtliche Meinungsverschiedenheiten – erwähnt seien neben den Ausführungen Jankos besonders die von Noreen⁴, Feist⁵, Loewe⁶, van Hel-

¹ Schwarz, 1951 (a), S. 22.

² Karstien, 1939, S. 56 f.; Krahe, 1948 (a), §§ 31 f.

³ S. 229 ff.; hier findet sich auch ein Verzeichnis der älteren Literatur über das Problem.

⁴ «Abriß der urgermanischen Lautlehre.»

⁵ S. 447 ff.

⁶ S. 266 ff.

*ten*¹, *Karstien*² und *Hirt*³ –, jedoch sind die bisherigen Bearbeiter des Problems darin einig, daß sie – gemäß der damals herrschenden junggrammatischen Betrachtungsweise – das Nebeneinander von ē¹ und ē² sozusagen selbstverständlich für das «Urgermanische» ansetzten. Außerdem nahmen sie als gegeben an, daß ē² als Phonem im System⁴ bereits bestand (hervorgegangen aus idg. ī und anderen Quellen), als die Reduplikationslosen Präterita sich herausbildeten; an die Möglichkeit eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen dem Verlust der Reduplikationssilbe und der Entstehung des ē² dachten sie noch nicht.

Gegen die ältere Theorie erheben sich nun mehrere schwerwiegende Einwände. Zunächst ist die geringe Zahl der belegten Fälle mit idg. ī bemerkenswert; von diesen aber weisen die meisten nur im Deutschen, die übrigen nur im Deutschen und im Englischen (Westsächsischen) tatsächlich ē² auf, während die anderen Sprachen (Gotisch, Altnordisch, z. T. auch Altfries., Altengl. und Alt-sächs.) ī haben. Das Gotische besitzt nur vier Wörter mit ē², nämlich *hēr*, *fēra*, *Krēks*, *mēs*. Von diesen sind die beiden letzteren eindeutig Lehnwörter aus anderen Sprachen (< lat. MĒ(N)SA bzw. GRAECUS) und kommen für die Konstituierung des Phonems ē² nicht in Betracht. Für *fēra*, ahd. *fiara* gibt es keine gesicherte Etymologie; *hēr* endlich ist aus dem Pronominalstamm *hī-* (vgl. lat. *cīs*) durch Antritt von X + r gebildet worden: X ist ein Element, das sich nicht sicher bestimmen läßt, dessen Spur aber in allen germanischen Dialekten in Gestalt von Dehnung des ī zu e vorhanden ist⁵; soviel ist sicher. Nicht sicher ist jedoch, daß diese Dehnung des ī schon «urgermanisch» ist, sondern es kann sehr wohl ein **hī-Xr* einzelsprachlich zu *hēr* geworden sein. Mit anderen Worten: für den Ansatz eines vorgotischen ē², das später mit ē¹ zusammengefallen sein soll, liegt kein Grund vor.

Ganz ähnlich liegen die Dinge im Englischen. Auch hier lassen sich außer lat. Lehnwörtern und Wörtern mit sicher sekundärem ē (durch Schwund eines z), wie *cēn*, ahd. *kien* (< kelt. *keznos, das im Galloroman. *cássānus > frz. *chêne* ergibt; vgl. russ. *sosná*) und *mēd*, dtsch. *Miete* (got. *mizdō*, gr. *μισθός*, aksl. *mizda*), nur wenige und

¹ S. 92 ff.

² *Karstien*, 1921.

³ II, 142 ff.

⁴ Zu dem Begriff «Phonem im System» vgl. *De Groot*, S. 175 ff.

⁵ Bezuglich der Öffnung des i vgl. *Twaddell*, S. 139 ff.

etymologisch nicht recht durchsichtige Beispiele anführen, wie *lēf*, *Wēland*.

Daraus ergibt sich nun, daß von einem urgermanischen Nebeneinander zweier ē-Phoneme gar keine Rede sein kann, sondern daß ē² sich nur in einem Teilgebiet des Germanischen herausgebildet hat.

Die nächste Frage, die man sich stellen muß, ist die nach der Herkunft des ē²; es gilt m. a. W. zu ermitteln, in welcher der von Janko aufgestellten Ursprungskategorien sich das Phonem ē² zuerst als solches konstituiert hat. Die bisherige Antwort auf diese Frage war: wahrscheinlich idg. ēi. Nun ist aber die Zahl der anführbaren Wörter mit ēi > ē² schon für das Deutsche sehr gering, während man für das Altnordische überhaupt keine findet. Daraus folgt, daß idg. ēi als erste, d. h. chronologisch älteste Ursprungskategorie für ē², ausscheidet¹.

Alle bisherigen Theorien krankten daran, daß sie auf der (für unumgänglich erachteten) junggrammatischen Hypothese eines einheitlichen Urgermanisch aufbauten. Die weiteren Irrtümer waren dann eine mehr oder weniger logische Folge jenes ersten. Das Problem des ē² muß also ganz neu aufgerollt und anhand der Ergebnisse einerseits der neolinguistischen, andererseits der strukturellen Sprachforschung neu durchdacht werden.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf das Problem der rekonstruierten bzw. zu rekonstruierenden Ursprachen im allgemeinen genauer einzugehen. Nur soviel sei hier bemerkt: die Methode der Rekonstruktion führt zwangsläufig zum Prinzip der *Einheitlichkeit*. Worin besteht aber die wirkliche Einheitlichkeit der rekonstruierten Ursprache? Das Beispiel der lebenden Sprachen lehrt, daß es Einheitlichkeit nur auf sehr kleinem Raum gibt. Wenn trotzdem die Rekonstruktionsmethode stets zu dialektal nicht gegliederten Ursprachen führt, so liegt das daran, daß sie den Faktor der sprachlichen *Ausbreitung* unberücksichtigt läßt. Die Ursprache ist also ein vom Raum losgelöstes oder, anders ausgedrückt: für einen minimal kleinen (gegen Null strebenden) Raum geltendes Gebilde².

Auch durch die Zeit gibt es keine langwährende Einheitlichkeit: jede lebende Sprache verändert sich mehr oder weniger rasch.

¹ Auch der Vergleich mit den Verhältnissen in anderen idg. Sprachen spricht gegen ei; vgl. Hirt, op. cit. I, 34 ff.

² Marchand, S. 430 ff.

In der rekonstruierten Ursprache ist der Faktor der allmählichen Veränderung ebenfalls nicht enthalten. Sie ist also auch von der Zeit losgelöst, oder m. a. W.: sie gilt für einen minimal kleinen (gegen Null strebenden) Zeitraum.

Die einzige Einheitlichkeit, die *real* und nicht fiktiv ist, ist die *Einheitlichkeit im System*. Diese ergibt keinen Widerspruch zu den an modernen Sprachen beobachteten Gegebenheiten: jede Sprache stellt ein in sich einheitliches Gebilde dar, in welchem die einzelnen Elemente aufeinander abgestimmt sind und sich gegenseitig bedingen und beeinflussen.

Diese Anforderung der Einheitlichkeit im System ist an jede rekonstruierte Ursprache zu stellen. Der Begriff der Ursprache lässt sich dann folgendermaßen definieren:

ein in seinen Elementen möglicherweise unvollständiges, in seiner Struktur jedoch einheitliches und widerspruchsfreies Sprachsystem, dessen räumlicher und zeitlicher Geltungsbereich gegen Null strebt.

In dieser Definition kommt der Realitätsgehalt der Ursprache deutlich zum Ausdruck: sie ist ohne konkreten Bezug auf Raum und Zeit, und außerdem können einzelne Elemente fehlen, die sich durch die Methode der Rekonstruktion nicht erschließen lassen.

Noch etwas anderes folgt aus der Definition: wenn eine Ursprache ein einheitliches System ist, so kann es in ihr *keine «Nebenformen»* geben. Wo Nebenformen auftreten, sind sie ein Beweis für räumliche oder zeitliche Gliederung und somit für mangelhaft bzw. unvollständig durchgeführte Rekonstruktionen.

Auf solche hypothetischen urgermanischen Nebenformen baut sich die ältere Theorie von der Entstehung des ē² aus idg. ēi auf. Der Wechsel zwischen ī in den gotischen und altnordischen (teilweise auch altengl., altfries. und altsächs.) und ē² (> ia) in den entsprechenden ahd. Formen (got. *skeirs*, as. *skir*, ae. *scir* — ahd. *skiara*)¹ würde danach eine urgermanische Variation ī:ē² (< idg. ēi:ēi) voraussetzen, die man jedoch mehr oder weniger *ad hoc* angenommen hat und die kaum durch Parallelfälle gestützt ist, denn der quantitative Ablaut Normalstufe: Dehnstufe kommt sonst wohl in verschiedenen Formen eines Paradigmas (z. B. *färän:för*), aber nur höchst selten in einer und derselben Form vor². Man hat also in unzulässiger Weise eine räumliche Verschiedenheit auf eine fiktive urgermanische Variation zurückgeführt.

¹ S. oben, S. 157.

² Ein paar Beispiele für germ. a : o in derselben Form bei Schwarz, 1951 (b), S. 133.

Wir können heute annehmen, daß idg. ēi in der ältesten Phase des Germanischen noch erhalten war. Wenn das ursprüngliche Runenfuthark ein besonderes Zeichen für ēi aufweist, so war damals jedenfalls ēi noch nicht mit ī zusammengefallen. Was den Langdiphthong ei betrifft, so spricht nichts gegen die Annahme, daß dieser nicht im ganzen germanischen Sprachgebiet einheitlich behandelt, sondern im Norden durch Schließung und Verschmelzung zu ī, im Süden dagegen unter Verlust des zweiten Bestandteiles zu (geschlossenem) ē² geworden ist; die Ergebnisse des ēi in den altgermanischen Dialekten machen eine solche Annahme in höchstem Grade wahrscheinlich.

Die erste strukturalistische Darstellung des urgermanischen Vokalismus, der Aufsatz von *B. Trnka* «Fonologický vývoj germánského vokalismu¹», fußt noch auf der oben widerlegten Annahme eines zunächst aus idg. ēi hervorgegangenen urgermanischen ē², wenn auch mit einer gewissen Modifizierung: *Trnka* setzt eine chronologische Schichtung innerhalb des Urgermanischen an, derart, daß ein unverändert aus dem Idg. überkommenes Langvokalsystem

ā	
ō	ē
ū	ī

noch vor dem Zusammenfall von idg. ā und ō um das neuentstehende Phonem ē² bereichert und somit in ein Viereckssystem

ō (<ā)	ē ¹
ō̄	ē ²

umgewandelt wurde. Im Gotischen sei dann paralleler Zusammenfall ō = ō/ē¹ = ē², im Nord- und Westgermanischen dagegen einseitiger Zusammenfall ō = ō̄ und Öffnung von ē¹ zu ā erfolgt.

Es handelt sich hier um eine strukturelle Deutung und Darstellung des im wesentlichen auf Grund junggrammatischer Kriterien ermittelten Sachverhalts. Die Annahme eines systemhaften und chronologischen Zusammenhangs zwischen der Velarisierung des idg. ā und den Verschiebungen des ē¹ ist offensichtlich bedingt durch die Überlegung, daß ein System

ē ¹	
ō	ē ²
ū	ī

d. h. ein Dreieckssystem ohne den maximal-offenen Vokal ā, strukturell sehr unwahrscheinlich ist.

¹ S. 155 ff.

Was den Zusammenfall von idg. ā und ō im Germanischen betrifft, so scheint dieser tatsächlich ziemlich spät zu liegen¹, so daß also von dieser Seite her nichts gegen *Trnkas* Darstellung einzubinden wäre. Die Schwierigkeiten sind anderer Art: zunächst der irrite Ansatz einer Verschiebung idg. ēi > urgerm. ē² (s. oben), sodann eine andere, von den Junggrammatikern nicht richtig gewertete Tatsache: der (angenommene) Zusammenfall von ē¹ mit ē² findet sich nicht nur im Gotischen, sondern auch im Englischen; beide Sprachgebiete stellen – neolinguistisch betrachtet – Randzonen dar gegenüber dem zentralen Raum, welcher ē¹ und ē² auseinanderhält.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß *mehrere* Isoglossen das Englische mit dem Gotischen verbinden, nämlich außer dem (angeblichen) Zusammenfall von ē¹ und ē² noch das Unterbleiben der Öffnung des ē¹ (im Zentralgebiet ē¹ > ā) sowie die Bewahrung reduplizierender Präterita. Die Situation stellt sich also schematisch folgendermaßen dar:

Randzonen	Zentrum
1. Reduplikation erhalten	Reduplikation beseitigt
2. nur ein ē-Phonem	ē ² / ē ¹
3. ē ⁽¹⁾ bleibt erhalten	ē ¹ > ā

Es wäre sehr seltsam, wenn sich im Englischen und im Gotischen unabhängig dieselben Vorgänge abgespielt hätten. Viel einleuchtender ist eine andere Erklärung, wie sie für den Fall 3 bereits von *W. H. Bennett*² gegeben wurde: die Randzonen bewahren die ältere Phase³, das Zentrum hat Neuerungen durchgeführt.

Auf der anderen Seite wäre es inkonsistent, die Öffnung des ē¹ (> ā) nicht im Zusammenhang mit der Entstehung des ē² zu sehen. Viel einleuchtender ist die Annahme, daß das aufkommende ē² das vorhandene ē¹ «verdrängt» hat⁴:

$$X \longrightarrow \bar{e}^{(2)} / \bar{e}^{(1)} \longrightarrow \bar{a}^4.$$

¹ Vgl. u. a. *Schwarz*, 1951 (a), S. 24 f. – Bedenken bei *Hirt*, op. cit. I, 32.

² *Bennett*, S. 232 ff. Vgl. auch *Wolff*, S. 141; *Frings*, 1944, S. 35. Diskussion bei *Schwarz*, 1951 (b), S. 189 ff.; dazu s. unten S. 175 ff.

³ Erhaltenes e¹ findet sich außer im Gotischen und Englischen auch in alten Lehnwörtern des Finnischen; vgl. *Schwarz*, 1951 (b), S. 46.

⁴ Prinzip der «Kettenverschiebung»; vgl. *Martinet*, 2. 15 ff., 2. 27 ff.

Auch die Entstehung des ē² lässt sich aus dem oben dargestellten Schema «Randzonen/Zentrum» ableiten, und zwar stellt sich der Gesamtvorgang dann folgendermaßen dar:

- A. Die Randzonen (Gotisch und Englisch) bewahren die Reduplikation in den Präterita der Klasse 7; folglich entsteht kein ē²; folglich bleibt ē¹ erhalten.
- B. Im Zentrum (Deutsch, Nordgermanisch, Westsächsisch) wird die Reduplikation abgeschafft; dabei entsteht das neue Phönem ē²; folglich wird ē¹ geöffnet (in den meisten Dialekten bis zu ä, im Westsächsischen nur bis zu æ)¹.

Tatsächlich sind die reduplizierenden Präterita nach Ausscheiden des idg. ēi die einzige mögliche Quelle für ē². Die lateinischen Lehnwörter kommen nicht in Frage, weil ihr ē² auf ein kleines Teilgebiet des Germanischen beschränkt ist²; dagegen stimmt das Gebiet der Abschaffung der Reduplikation genau überein mit dem des ē²/ē¹: es umfaßt alle germanischen Dialekte außer dem Gotischen und dem Englischen.

Die Umwandlung der reduplizierenden Präterita in reduplikationslose dürfte sich in mehreren Etappen vollzogen haben, und zwar vermutlich folgendermaßen:

1. Kürzung der Langvokale und Monophthongierung der Diphthonge (ai> ē / au > ö) in der unbetonten Stammsilbe:
sěslēpa > *sěslěp / hěhaita > *hěhět
běblōta > *běblöt / běbauta > *běböt
2. Bei Konsonantengruppen im Wurzelanlaut Metathese des zweiten Konsonanten:
*sěslěp > *slěsěp
*běblöt > *blěböt³.

Beide Erscheinungen stehen in ursächlichem Zusammenhang mit der Festlegung des Akzents auf der ersten Silbe; die unbetonte Wurzelsilbe wird quantitativ reduziert, und die Reduplikationssilbe attrahiert den ersten der charakteristischen Konsonanten.

¹ Wahrscheinlich hängt es mit der Monophthongierung von ai zu a zusammen.

² Ausnahmen bilden nur *Kreks* und *mes*; zwei Wörter, noch dazu Lehnwörter, können aber kaum die Konstituierung eines Phonems bewirkt haben.

³ In Formen wie *stestauta > *stestot u. ä. erfolgt *Ausfall* des zweiten Konsonanten der Stammsilbe: > *stesot (> ahd. *steroz*).

Schematisch betrachtet, sieht die Entwicklung des Konsonantismus folgendermaßen aus:

	1. Silbe	2. Silbe
I. Phase	A'	AB – C
II. Phase:	AB	A' – C

A, B, C sind oppositionsbildende Konsonantenphoneme, A' dagegen, der «Reduplikationskonsonant», ist bereits durch A vorweg determiniert (Relation der Identität: A' = A) und somit *funktionschwach*.

Diese Entwicklung, die unmittelbar auf die Verlagerung des Akzents zurückgeht, ist allen nord- und westgermanischen Dialekten gemeinsam. Dann aber trennen sich die Wege.

Im Englischen fällt im Anschluß an die Stufe 2 (s. oben):

hēhēt – lēlēk – rērēd usw.

der Vokal der ursprünglichen Wurzel ganz weg:

3a. > hēht – lēlēc – rēord¹.

Die konsonantische Reduplikation bleibt dagegen erhalten, und es entsteht kein ē².

Im übrigen germanischen Sprachgebiet (mit Ausnahme des Gotischen, das die ganze Entwicklung nicht mitmacht) erfährt der funktionsschwache, d. h. nicht oppositionsbildende mittlere Konsonant A' Veränderungen, und zwar:

3b. Im äußersten Süden wird A' zu *r*, nach Ausweis der im frühen Ahd. belegten Formen *pleruzzun* – *kisrerot* – *steroz* u. a.².

Diese Formen werden später verdrängt durch eine parallele Neuerung, die schließlich das ganze nord- und westgermanische Sprachgebiet erfaßt hat³, nämlich:

3c. A' > null; der funktionsschwache Konsonant fällt aus⁴. Dabei ergibt sich Hiatus ē/ē – ē/ă – ē/ō – ē/ū, je nach dem Wurzelvokal: ē¹/ai > ē – ō/au > ō – ū > ū – ā > ā.

¹ e > eo durch angebliche «Brechung»; vgl. *Luick*, §§ 133 ff.; *Brunner*, §§ 83 ff.; s. dazu S. 177, Anm. 3.

² *Braune-Helm*, § 354, Anm. 3.

³ Die anglische Reduplikation ist in mittelengl. Zeit bis auf ein einziges Relikt (heht) geschwunden.

⁴ *Van Helten*, S. 105 u. 112.

Als nächste Etappe erfolgt Beseitigung des Hiatus in Form von Kontraktion oder Diphthongbildung, und zwar mit gebietsweise verschiedenen Ergebnissen. In den westgermanischen Dialekten fallen *ěō* und *ěū*, im Nordischen dagegen nur *ěū*, mit idg. *eu* zusammen und teilen dessen weitere Schicksale. Auf dem palatalen Flügel entsteht durch Kontraktion von *ěē* ein neues Langvokalphonem *ē²*, und mit diesem fällt später bei der Monophthongierung auch idg. *ēi* zusammen, in den Gebieten, wo es noch erhalten und nicht schon vorher wie idg. *ei* zu *i* geworden war¹. *ěā* geht verschiedene Wege: im Ahd. und Altsächs. erscheint es stets als *ē²*, im Altengl. als *ē²* nur vor Nasal, in allen anderen Stellungen dagegen fällt es mit *ěō* = idg. *eu* zusammen:

ahd. *fällan* – *fial* (*ia* < *ē²*)²
ae. *fěallan* – *fēol*³,

während im Altnordischen *ěē* – *ěā* – *ěō* alle zu *ē²* und nur *ěū* zu *eu* (> *jó*) werden^{4, 5}.

Allen Dialekten gemeinsam ist die Bildung *zweier* neuer Ablautklassen aus den ehemals reduplikierenden Verben, mit den charakteristischen Vokalen *ē²* und *eu* im Präteritum; verschieden ist lediglich die Verteilung von *ē²* und *eu* in den einzelnen Dialekten.

Zur Erklärung des Schicksals der Reduplikationspräterita gibt es bisher im wesentlichen drei Theorien, nämlich erstens die von *Brugmann*, *Wood*, *Janko* und *Feist* vertretene Nebenformtentheorie, nach welcher im Indogermanischen und im Urgermanischen reduplikierende und reduplikationslose Präterita für dieselben Verben nebeneinander bestanden hätten und die gotischen Formen aus den ersteren, die nord- und westgermanischen aus den letzteren hervorgegangen seien. Außerdem setzt man aus dem Indogermanischen überkommene Unterschiede von Hoch- und Tiefstufe an, also z. B. einen Singular *hehaita* neben einem Plural **hehitum*⁶; die gotischen Formen sollen auf analogischer Verallgemeinerung des Singulars, die englischen (*heht*) des Plurals beruhen. Diese Theorie ist aus

¹ Praktisch nur im späteren Hochdeutschen; s. unten, S. 174 f.

² *Braune-Helm*, § 350.

³ *Sievers-Brunner*, §§ 393 ff.

⁴ *Noreen*, 1923, §§ 502–506.

⁵ Für *eo* ist nur *blét* (zu *blóta*) belegt; s. *Noreen*, § 505 II. Eine einzelne Form kann natürlich leicht analogischen Einflüssen unterliegen; s. dazu *Van Helten*, IF 23, 108.

⁶ *Feist*, S. 447 ff.

verschiedenen Gründen abzulehnen: sie genügt weder der strukturellen Forderung der *Einheitlichkeit des Systems* der Ursprache¹ (in diesem Falle des Urgermanischen), noch hält sie der neolinguistischen Kritik stand; z. B. erklärt sie nicht die Übereinstimmung zwischen dem Gotischen und dem Englischen. Auch *Karstien* lehnt diese Theorie ab², u. a. wegen der verblüffenden Übereinstimmung zwischen der Klasse der reduplizierenden Präterita im Gotischen und der Klasse 7 im Nord- und Westgermanischen, die bei unabhängiger Herkunft aus idg. Nebenformen unerklärlich bleibt, wie schon *Loewe*³ argumentiert hatte.

Auch die u. a. von *Sievers*, *Loewe*⁴, *Frank*⁵, *van Helten*⁶ vertretene Haplologietheorie lehnt *Karstien*⁷ ab, und zwar mit dem Einwand, daß ein dissimilatorischer Konsonantenschwund, also ein «Lautgesetz», auch in beliebigen anderen Wörtern, und nicht bloß in einer bestimmten Formenklasse hätte erfolgen müssen. Dazu wäre zu bemerken, daß es außer in der Klasse der reduplizierenden Verben praktisch nirgends phonologisch funktionsschwache, weil sich wiederholende Konsonanten gab. Im übrigen handelt es sich – genau genommen – weder um «Dissimilation» noch um ein «Lautgesetz», sondern um einen Fall von exo-paradigmatischer Analogie⁸. Wichtig ist, daß man die verschiedenen Etappen der nord- und westgermanischen Entwicklung säuberlich scheidet⁹. Die Monophthongierung bzw. Kürzung des Vokals der unbetonter gewordenen Wurzelsilbe sowie die Metathese des zweiten Gliedes wurzelanlautender Konsonantengruppen sind eine direkte Folge des Erstsilbenakzents und haben nichts mit dem Konsonantenschwund zu tun; sie liegen zeitlich früher, denn sie bilden die Grundlage sowohl der reduplizierenden Formen des Englischen als auch der nicht-reduplizierenden der übrigen west- und nordgermanischen Dialekte:



¹ S. oben, S. 160.

² *Karstien*, 1921, bes. §§ 21, 28, 122.

³ S. 316.

⁴ S. 266 ff.

⁵ Bes. S. 27 ff.

⁶ S. 104 ff.

⁷ Op. cit. § 29.

⁸ *Van Helten*, loc. cit.

⁹ S. oben, S. 163–165.

Die Entwicklung von *hēhēt zu hēt über *hē/ēt (und ähnlich für die anderen Verben) lässt sich folgendermaßen verstehen:

Auf der Stufe

*hēhēt – *slēsēp – *bēbōt – *blēbōt

kann von einer Reduplikationssilbe nicht mehr die Rede sein, sondern nur noch von einem Reduplikationsphonem, denn beim Vergleich etwa von

slē¹pan und *slēsēp

hat eher die erste Silbe als die zweite den Charakter der «Stamm-silbe».

Damit aber nähern sich die reduplizierenden den Ablaut-präterita. Was ihnen fehlt, ist eine gewisse Geschlossenheit als Klasse, denn nach Auflösung der so charakteristischen Reduplikationssilbe gibt es kein wesentliches, allen Verben gemeinsames Kennzeichen, wie es z. B. in den Ablautklassen der Vokalismus der Stammsilbe darstellt. Die weitere Entwicklung verläuft nun in Richtung auf die *Vereinheitlichung der Klasse*.

Man braucht darin keine Teleologie zu erblicken, keine geheime Finalität in der Sprachentwicklung, sondern kann es bei folgender rein rationalistischer Erklärung bewenden lassen: eine irgendwo auftauchende Neuerung hat um so größere Wahrscheinlichkeit, sich durchzusetzen, je besser sie in das vorhandene System paßt.

In unserem Falle sah das System folgendermaßen aus: mehreren in sich geschlossenen und durch gleichen Vokalismus gekennzeichneten Verbalklassen stand eine viel lockerer gefügte Gruppe mit uneinheitlichem Vokalismus und ohne Ablaut, aber doch mit einigen charakteristischen Gemeinsamkeiten gegenüber.

Die «Steine des Anstoßes» waren folgende:

1. Uneinheitlicher Vokalismus im Präsens (slēp- / hait- / baut- / fäll- usw.).
2. Uneinheitlicher Einschub-(Reduplikations-)Konsonant im Präteritum (slēsēp – hēhēt – bēbōt – fēfāl usw.). Der Einschubkonsonant fördert zwar die Einheit des Paradigmas, behindert jedoch die Geschlossenheit der Klasse.

Da der Wurzelvokal im Präsens phonologisch relevant (oppositionsbildend), der Einschubkonsonant im Präteritum dagegen phonologisch irrelevant (weil durch den Anlautkonsonanten be-

dingt) war, wurde nur dieser letztere das Opfer von exoparadigmatischen (d. h. Klassen-) Analogiebildungen, nämlich:

- a) Vereinheitlichung zu *r* (im frühen Ahd. belegte Formen wie *steroz* [3. Sg.], *sterozun* [3. Pl.] zu *stôzan*; *pleruzzun* [3. Pl.] zu *bluozan*; *kiscrerot* [3. Sg.] zu *scrôtan* u. a.¹).
- b) Einheitlicher Ausfall (> *slēp – *hēet – *bēot – *blēot – *fēal usw.).

Der erstere Vorgang erklärt sich folgendermaßen: *r* als Einschubkonsonant findet sich von vornherein in Verben, die mit *r* anlauten (z. B. *rēdan* – *rērēd), sodann aber auch infolge Rhotasmus anstelle von ursprünglichem *-s-* (*stautan* – *stēsōt > *stautan* – *stērōt); es lag also verhältnismäßig nahe, *-r-* als Einschubkonsonanten par excellence aufzufassen und zu verallgemeinern. Einer ähnlich gerichteten Tendenz begegnen wir im Altnordischen (*slēra* zu *slā*; *gnēra* zu *gnūa*)², und auch das im Altenglischen neben *lēt* belegte *leort* (zu *lētan*)³ erklärt sich ebenso.

Die Parallelität beider Vorgänge a) und b) ist leicht zu erkennen. Die Ergebnisse in bezug auf die Gesamtheit des Systems sind verschieden: im Falle a) wird die gesamte Klasse vereinheitlicht; Kennzeichen ist jedoch ein *Konsonant*, im Gegensatz zu den Ablautklassen. Im Falle b) entsteht nicht *eine*, sondern *zwei* Klassen, jedoch sind diese, wie alle übrigen, durch den *Vokalismus* charakterisiert (ē² – eu).

Mit der obigen Erklärung des Vorgangs der Abschaffung der Reduplikation wird einerseits *Karstiens* entscheidender Einwand gegen die Haplologie erledigt⁴, andererseits dem Vorgang selbst der ihm anhaftende Charakter des Sprunghaften, des *Deus ex machina* genommen. Außerdem fügen sich die verschiedenen Neuerungen (engl. Vokalausfall, ahd. r-Formen und Konsonantenausfall) in den gemeinsamen Rahmen gleichgerichteter Entwicklungstendenzen. Die Erklärung wird einleuchtender; sie beruht mehr auf der Analyse des Systems und seiner Strukturveränderungen und weniger auf Annahmen ad hoc, wie sie die bisherigen Theorien aufwiesen.

Ein typisches Beispiel für eine solche Ad-hoc-Annahme ist *Karstiens* ō²⁵, das er als Parallele zu ē² ansetzt, ohne daß dafür

¹ Braune-Helm, § 354, Anm. 3.

² Noreen, § 506.

³ Sievers-Brunner, § 395, 2a, Anm. 2.

⁴ S. oben, S. 166.

⁵ Op. cit. §§ 62 ff.

irgendein Anhaltspunkt vorläge. Dieses ö² sei dann zu iu/io diphthongiert worden, eine weitere Annahme ad hoc, denn in der in Frage kommenden Zeit gibt es in den germanischen Mundarten keine Parallelbeispiele von Diphthongierung; gerade ē²>ia im Ahd. paßt nicht hierher, denn mit dieser Verschiebung ist ö⁽¹⁾>uo gekoppelt. Auch vom strukturellen Standpunkt kann *Karstiens* Theorie nicht recht überzeugen. Die Entstehung geschlossener Varianten ē / ö im «Tiefton», d. h. in der unbetonten Wurzelsilbe, ist zwar möglich, jedoch ist dann nicht einzusehen, warum diese ē ö, die doch keine selbständigen Phoneme, sondern Varianten der «hochtonigen» ē ö darstellen, bei der postulierten Aphärese der Reduplikationssilbe nicht von selbst wieder in die hochtonigen Varianten ē ö übergehen. Die Entstehung neuer Phoneme in unbetonter Silbe ist ein höchst unwahrscheinlicher Vorgang und müßte zumindest durch eine Reihe von Parallelfällen erhärtet werden.

Einen interessanten Prüfstein für die verschiedenen Theorien über den Ursprung des ē² stellen die lateinischen Lehnwörter im Germanischen dar. Diese werden – was die Langvokale betrifft – folgendermaßen behandelt¹: lat. ā wird stets durch ē¹, lat. ö und ü stets durch ū, lat. ī stets durch ī, lat. ē teilweise durch ī, teilweise durch ē² wiedergegeben. Was hierbei auffällt, ist in erster Linie die uneinheitliche Behandlung von lat. ē und die fehlende Parallel von ē und ö.

Diese mangelnde Parallelie läßt sich aus den Verhältnissen im Lateinischen oder aus der Entwicklung im Frühromanischen nicht erklären. Nichts deutet in der Tat darauf hin, daß sich in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende lat. ē anders als ö entwickelt haben könnte, sondern beide weisen überall parallele Tendenzen auf². Die Abweichung kann also nur durch die besonderen Verhältnisse im Germanischen hervorgerufen worden sein.

Keine der Theorien, die ein urgermanisches ē² ansetzen, vermag befriedigend zu erklären, warum dieses ē² nur in einem Teil der lat. Lehnwörter zur Wiedergabe von lat. ē gebraucht wird und warum diese Art der Substitution (lat. ē > ē²) im allgemeinen auf die Germania Superior beschränkt ist, während weiter nördlich

¹ Es werden hier nur diejenigen Wörter berücksichtigt, die im Lateinischen auf der ersten Silbe betont sind, bei denen also kein Akzentwechsel erfolgt.

² Bezuglich Einzelheiten zur Entwicklung des lat. Vokalismus und auch zum Problem der Lehnwörter im Germanischen vgl. Verf.: Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus. Bonn 1956, bes. S. 72 f., 132 f.

einheitlich lat. ē > ī erfolgt, woraus sich die bekannte Isoglosse ē²/ī ergibt¹:

THĒCA	> ndl. tijk (ē > ī) / dtsch. Zieche (ē > ē ²)
MĒTA	> ndl. mijt (ē > ī) / dtsch. Miete (ē > ē ²)
*FLĒTŌMU	> ndl. vlijm (ē > ī) / dtsch. Fliete (ē > ē ²) (< gr. φλεθοτόμον).

Nicht für alle Wörter gilt genau dieselbe Verteilung der ē²- und ī-Formen, wie etwa PĒ(N)SILE > mnndl. mnndd. fries. *pisəl*, ae. *pisle* gegen dtsch. *Pfiesel*, nndd. *pēsel*; MĒ(N)SA > ae. *mise* gegen ahd. *mias* zeigen, jedoch besteht immer dieselbe Proportion: nördliches ī gegenüber südlichem ē², älteres ī gegenüber jüngerem ē². Frings schließt daraus² mit gewissem Recht, daß die ī-Formen die alte, die ē²-Formen eine jüngere Schicht darstellen. Seine Erklärung der verschiedenen Behandlung von lat. ē aus dem Romanischen ist jedoch sehr zweifelhaft, denn ebenso wie im Germanischen ē² und ō fast überall parallele Entwicklung aufweisen, werden auch in den romanischen Sprachen jeweils lat. ē und ō sowie ē- (> ē) und ō- (> ō) ähnlich behandelt. Von da aus gelangt man also zu keiner befriedigenden Lösung.

Auch Steinhauers Erklärung³ – von Frings zurückgewiesen – ist nicht ganz stichhaltig. Der Gedanke zwar, daß ē² ursprünglich geschlossen war und sich dann öffnete, erweist sich auch bei struktureller Betrachtung als sehr begründet: in dem Maße, wie ē¹ sich nach ā hin entwickelte (was ja klar erwiesen ist), in demselben Maße konnte auch ē² Öffnung erfahren und in Parallel zu ō treten. Dagegen ist der Schluß, daß alle ī aus lat. ē jünger sind als die ē², mit Frings⁴ aus sprachgeographischen Gründen abzulehnen. Die Lösung liegt darin, daß wir nicht zwei, sondern *drei* chronologische Schichten unterscheiden.

Aber bevor das im einzelnen erörtert wird, sei noch auf Parallelfälle in echt germanischen Wörtern hingewiesen, die ebenfalls die oben in den lat. Lehnwörtern vorgefundene Proportion aufweisen: nördliches und/oder älteres ī gegenüber südlichem und/oder jüngerem ē², nämlich:

¹ Frings, 1939 (a), S. i ff.; 1939 (b), S. 280 ff.

² Op. cit. S. 281.

³ S. 97 ff.

⁴ Loc. cit.

ndl. krijg, krijgen	– ahd. chrêg, nhd. Krieg, kriegen
ndl. lijk	– nhd. Liek ¹
ae. wîr, ne. wire ²	– ahd. wiara
ae. tîr, an. tîrr	– ahd. ziar, nhd. Zier
got. skeirs, ae. scîr, as. skîr	– ahd. skiara ³ , nhd. schier, me. schêre, ne. sheer.

Diese Parallele ist sicher nicht zufällig. Es folgt aus ihr, daß der Wechsel von i und ē² in den lat. Lehnwörtern nicht als romanisches, sondern vielmehr als innergermanisches Phänomen betrachtet und untersucht werden muß.

Das ganze Problem löst sich mit Hilfe der oben (S. 163 ff.) dargestellten Theorie von der Entstehung des Phonems ē² durch Kontraktion bei der Umbildung der reduplizierenden Präterita. Die Behandlung der lat. Lehnwörter sieht dann folgendermaßen aus:

1. Schicht: Im Lateinischen ist die «klassische» Vokalquantität noch intakt; es besteht das bekannte dreistufige Dreieckssystem mit 5 Phonemen: ā

ō	ē
ū	ī.

In den südlichen germanischen Dialekten besteht ein ähnliches System (ā < ā, z. B. in brâhta < *brâhta < *branhta u. ä.)⁴, nur werden hier die mittleren Vokale ō ē sehr offen, im Lateinischen dagegen sehr geschlossen realisiert, so daß sie dem germanischen Ohr wie extrem-geschlossene Vokale vorkommen; daher die Wiedergabe:

ō	ē
ū	ī
}	}
>	>
ū	ī
}	}
ā	ā

2. Schicht: Später entsteht im Verlauf der Beseitigung der Reduplikation ein neues Langvokalphonem ē²; ē¹ dagegen wird verdrängt und öffnet sich bis zu ā (Zusammenfall mit dem schon vorher aus ā entstandenen, aber seltenen ā). Diese Kettenverschiebung geht anscheinend vom Süden des germanischen Sprachgebietes aus⁵

¹ Vgl. Kluge.

² Schottisch /wir/ weist dagegen auf ae. *we²r; vgl. Dieth, § 22.

³ Ahd. skeri «klug» kommt vielleicht von einer anderen idg. Wurzel; vgl. Walde-Pokorny, S. 536 u. 542.

⁴ Für das Altengl. s. unten, S. 176 ff.

⁵ So schließt auch Schwarz, 1951 (b), S. 259, jedenfalls für den Verlust der Reduplikation.

und war eine Zeitlang auf diesen beschränkt; davon zeugen die archaische Stellung des Englischen sowie die längere Bewahrung des ē¹ als ē-Laut im Fränkischen: bis ins 6. Jh. lassen sich hier e-Schreibungen nachweisen¹.

In die Zeit der Kettenverschiebung ē⁽²⁾ → ē⁽¹⁾ → ā fällt nun die Aufnahme der Lehnwörter, die hier als «zweite Schicht» bezeichnet werden (lat. ē > ē²). Bei den damals im Vokalismus herrschenden Verhältnissen war natürlich in demjenigen Gebiet, wo es ein (geschlossenes) ē² gab, dieses denkbar geeignet zur Substitution von lat. ē, während in dem archaischeren Gebiet (im Norden), das noch kein e² entwickelt hatte, nach wie vor lat. ē > ī erfolgen mußte. Da die Lehnwörter nicht alle zur gleichen Zeit hereinkamen bzw. sich verbreiteten, schwankt der Verlauf der ē²/ī-Isoglosse von Fall zu Fall².

Später breitete sich ē² fast über das ganze als nord- und westgermanisch bezeichnete Sprachgebiet aus. Außerdem öffnete es sich allmählich parallel zu ē¹ > ā. Inzwischen erfolgten aber auch im Lateinisch-Romanischen wichtige Veränderungen. Die klassische Vokalquantitätskorrelation wurde beseitigt und – in dem an das Germanische angrenzenden Gebiet – jeder betonte Vokal in offener Silbe gedehnt; dadurch bildete sich ein vierstufiges Langvokalsystem

ā				
ā	ē	(< ō ē)		
ō	ē	(< ū ī)		
ū	ī	(< ū ī)	heraus, dem ein nach wie vor	
dreistufiges germanisches System			ā	(< ā und ē ¹)
			ō	ē ²
			ū	ī

gegenüberstand. Die *dritte Schicht* der Lehnwörter ist dadurch gekennzeichnet, daß germ. ū ē⁽²⁾ zur Wiedergabe von rom. ō ē (< lat. ō- ē-) dienen:

SCHÖLA > ahd. scuola
DÖMU > ahd. duom

FĚBRE > ahd. fiebar
BRĒVE > ahd. briaf,

während lat. ū weiterhin mit ū, und ē wieder wie in der ersten

¹ Ibid. S. 190.

² S. oben, S. 170.

Schicht mit ī zusammenfällt: CRŪCE > ahd. chrūzi, nhd. Kreuz; SĪTŪLU > nhd. Seidel¹.

Die Lehnwörter der dritten Schicht weisen außer der Dehnung von lat. ā ō ē ū ī auch sonst noch typische Merkmale romanischer Lautentwicklung auf, wie etwa Palatalisierung C^{eī} > ts (z), z. B. CRŪCE > ahd. chrūzi, und Sonorisierung intervokalischer Tenues, z. B. SPĒCŪLU > ahd. spialgal, SĪTŪLU > nhd. Seidel¹. Dagegen werden sie von der hochdeutschen Lautverschiebung nicht mehr erfaßt.

Als Beispiele für die drei chronologischen Schichten seien zusammenfassend angeführt:

1. Schicht:	PÍPER > nhd. Pfeffer POENARE = PĒNARE > ahd. phīnōn ACĒTU > *ATĒCU > ahd. ezzih (ē > ī / ī bleibt kurz / hd. Lautverschiebung)
2. Schicht	T(H)ĒCA > ahd. ziecha PĒ(N)SILE > ahd. phiesal (ē > ē ² / hd. Lautverschiebung ²)
3. Schicht:	SĒTA > ahd. sīda, ae. sīde, nhd. Seide CRĒTA > ahd. krīda, nhd. Kreide POENA = PĒNA > ahd. pīna, ae. pīn, nhd. Pein SĪTŪLU > nhd. Seidel (ē > ī / ī-> ī / keine hd. Lautverschiebung / roman. Sonorisierung).

Diese drei chronologischen Schichten werden durch den Vokalismus nahegelegt und – wie man sieht – durch den Konsonantismus bestätigt. Was das zeitliche Verhältnis von hochdeutscher Lautverschiebung und romanischer Sonorisierung betrifft, so liegt die erstere ganz offensichtlich vor der letzteren; genauere Einzelheiten brauchen an dieser Stelle nicht erörtert zu werden.

Wie schon oben gezeigt (s. S. 170), entspricht das Verhältnis von ndl. *tijk* zu dtsch. *Zieche* (zweite Schicht) genau dem von ndl. *krijg, krijgen* zu dtsch. *Krieg, kriegen*, wenn auch die Erklärung nicht ganz dieselbe ist.

¹ Weitere Beispiele bei Franz, S. 11 f., 19 f., 31.

² Nicht in allen Fällen tritt noch Lautverschiebung ein (META > mijt/Miete). Manchmal erfolgt schon Sonorisierung (vljim < *FLETOMU über *FLEDOMU).

Idg. ēi hat sich im Germanischen nicht einheitlich entwickelt. Dort, wo frühzeitig das geschlossene ē² entstanden war, nämlich im (späteren) hochdeutschen Sprachgebiet, fiel ēi bei der Monophthongierung mit ihm zusammen. Im übrigen germanischen Sprachraum dagegen führt dieselbe Entwicklungstendenz (Monophthongierung) zum Zusammenfall mit ī. Die Erklärung ist nicht schwierig: die «funktionelle Belastung» (d. h. Häufigkeit des Auftretens) des ēi war sehr gering, und darum konnte es – nach dem Ökonomieprinzip der Phonologie¹ – viel eher mit einem schon vorhandenen Phonem zusammenfallen als ein neues selbständiges Phonem bilden. Unter diesen Umständen schloß sich ēi dem klanglich am nächsten stehenden Langvokal an, und das war ē², sofern ein solches bestand, andernfalls ī.

Ähnlich verhielt es sich mit den lat. Lehnwörtern der zweiten Schicht. Auch hier gab es ein Phonem, lat. ē, dem am nächsten ē² stand, so daß in dem betreffenden Gebiet lat. ē durch dieses ē² wiedergegeben wurde, während anderwärts dafür ī eintrat. Die Sachlage wird nun dadurch kompliziert, daß das Gebiet des ē² sich allmählich ausdehnte, und außerdem dadurch, daß ē² sich in einem Teilgebiet (in der Nachbarschaft der Romania) immer mehr öffnete² (> ē), so daß es schließlich nicht mehr zur Wiedergabe von lat. ē (und ī-) geeignet war, sondern vielmehr für lat. ē (< ē-) eintrat. Nun wurde lat. ē wieder – wie in der ersten Periode – durch ī wiedergegeben³.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung von idg. ū. Der Vergleich von ae. cū, an. kyr mit ahd. chuo, as. kō (< idg. *guōus; vgl. gr. βοῦς, ai. gāus) läßt eine auffallende Parallele zu ae. wir, an. virr – ahd. wiara erkennen. Die Deutungen sind verschieden: während in älteren Behandlungen des Problems mit verschiedenen idg. Kasusformen operiert wird (Nebenformenprinzip), stellt Hirt die Möglichkeit einer Entwicklung ū > ū in Rechnung⁴; Luick⁵ und Sievers-Brunner⁶ setzen dagegen für das Alt-

¹ Martinet, 2, 21–5; 6, 13.

² Diese Öffnung führt schließlich zur Diphthongierung (ē² > ia/o > uo), was vielleicht auch mit der Monophthongierung von ai und au zu e bzw. o unter bestimmten Bedingungen zusammenhängt; vgl. dazu Frings, 1939 (a), S. 1 ff.; Dal, I., S. 115 f.

³ Hierfür gilt also die Erklärung Steinhausers (TEUTHON. 6, 97 ff.), nur hat er die erste und die dritte Schicht nicht unterschieden.

⁴ I, 36.

⁵ Op. cit. § 106.

⁶ Op. cit. § 69.

englische (und Altnordische) eine Sonderentwicklung im Ausland an (urgerm. $\text{--}\bar{o}$ > \bar{u}). Die einleuchtendste Erklärung scheint mir folgende: in sehr alter Zeit erfolgt im Norden des germanischen Sprachgebiets (Vor-Gotonordisch + Vor-Anglofriesisch) $\bar{o}u$ > \bar{u} / $\bar{e}i$ > \bar{i} , während im Süden beide Diphthonge bewahrt bleiben und erst später zu \bar{o} bzw. \bar{e}^2 monophthongieren.

Die räumliche Ausweitung der \bar{e}^2 -Zone bringt es mit sich, daß in späterer Zeit durch Ersatzdehnung aus \bar{i} entstehendes \bar{e} nicht mehr die Alternanz \bar{e}^2/\bar{i} aufweist, sondern einheitliches \bar{e}^2 ; das gilt für *mizdos > ae. *mēd*, dtsch. *Miete* und *kizn- > ae. *cēn*, dtsch. *Kien*^{1, 2}. Diese Neuerung hat sich über das westgermanische, z. T. auch über das nordgermanische Sprachgebiet ausgedehnt; das Gotische nimmt an ihr nicht mehr teil.

Die bisherigen Ausführungen und die in ihnen enthaltenen neuen Thesen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die Hypothese idg. $\bar{e}i$ > urgerm. \bar{e}^2 stimmt nicht.
2. \bar{e}^2 entsteht als neues Phonem durch Kontraktion von \bar{e} + \bar{e} bei der Umbildung der reduplizierenden Präterita.
3. Durch die Entstehung des \bar{e}^2 wird \bar{e}^1 «verdrängt» und bis zu \bar{a} geöffnet.
4. Die Bewahrung der Reduplikation, das Nichteintreten der Öffnung des \bar{e}^1 und die fehlende Unterscheidung von \bar{e}^1 und \bar{e}^2 im Gotischen und Englischen sind Rand-Archaismen. Es gibt keine gemeinwestgermanische Verschiebung $\bar{e}^1 > \bar{a}$.
5. Der Neuerungskomplex: Umbildung der Reduplikationspräterita + Entstehung des \bar{e}^2 + Öffnung des \bar{e}^1 geht – wie so viele andere Neuerungen – vom Süden des germanischen Sprachraumes aus³. Diese These wird gestützt durch die Ergebnisse von idg. $\bar{e}i$ und von lat. \bar{e} in den Lehnwörtern.
6. $\bar{i} < \text{lat. } \bar{e}$ ist teils älter, teils jünger als $\bar{e}^2 < \text{lat. } \bar{e}$; als Kriterium dient der Konsonantismus.

Zum Schluß bleiben mir noch zwei Einwände zu entkräften, die vielfach zugunsten einer gemeinwestgermanischen Verschiebung $\bar{e}^1 > \bar{a}$ ins Feld geführt werden⁴, und zwar handelt es sich 1. um die Lehnwörter mit lat. \bar{a} , die im Westsächsischen $\bar{æ}$, im

¹ S. oben, S. 158 f.

² Zur Öffnung des i vgl. *Twaddell*, S. 139 ff.

³ S. 171, Anm. 5.

⁴ Sievers-Brunner, § 62, Anm. 1; Luick, § 95.

Anglischen ē aufweisen (z. B. STRĀTA > strāt / strēt); 2. um die Behandlung von ē¹ vor Nasal: ē¹ > ō im Anglofriesischen (vgl. got. mēna – ae. mōna / got. qēmun – ae. cwōmon u. a.).

Der erstere Einwand ist weniger ernst zu nehmen, denn lat. ā kann sehr wohl im Süden durch bereits zu ā geöffnetes germ. ē¹ wiedergegeben und dann beim Weiterwandern der betreffenden Wörter nach Norden immer stärker palatal gefärbt worden sein. Auch eine sprungartige Lautsubstitution nach dem in einheimischen Wörtern geläufigen Schema ist denkbar¹. Ferner muß mit der im Norden der Romania überall vorhandenen Tendenz zur Palatalisierung des ā gerechnet werden.

Aber vielleicht ist die Erklärung noch einfacher: die altenglischen Mundarten besaßen vor der Monophthongierung ai > ā überhaupt kein ā, mit dem sie das lateinische ā der Lehnwörter hätten wiedergeben können. Die Substitution durch æ (westsächs.) bzw. ē (angl.) ist infolgedessen als ganz normal anzusehen.

Das Fehlen eines ā im frühen Altenglischen hängt zusammen mit dem Schicksal der Nasalvokale. Während im Gotischen und im Althochdeutschen die aus ā ū i + n vor h entstandenen Nasalvokale bereits in vorliterarischer Zeit ihre Nasalierung verloren und teils mit vorhandenen oralen Langvokalen zusammenfielen (ū i > ū ī)², teils ein neues Phonem bildeten (ā > ā)², gingen die nördlichen Sprachen (Nordisch und Anglofriesisch) einen etwas anderen Weg: die Verhältnisse waren insofern anders, als nicht nur vor h – wie auch im Gotischen und Ahd. –, sondern vor allen Spiranten (also auch vor f, þ und s) nasaler Konsonant unter Dehnung und Nasalierung des vorhandenen Vokals schwand: gāns > *gās, fīmf > *fif, kūnþ > *kūþ; im Altnordischen erfolgt dieser Nasalschwind vor Spirans zwar nur in einem Teil der Wörter, dafür aber außerdem noch vor r und l³. Die Häufigkeit des Vorkommens, die «funktionelle Belastung» der Nasalvokalphoneme war also in den nördlichen Sprachen größer als in den südlichen; daraus erklärt es sich, daß sie in den nördlichen Sprachen viel länger als selbständige Kategorie erhalten blieben, während sie im Süden sehr bald entnasaliert wurden⁴.

¹ Luick, § 95, Anm. 4, § 215, 3; Sievers-Brunner, § 80; vgl. dazu Mackel, S. 258.

² Braune-Helm, § 128, Anm. 1; Krahe, 1948 (b), § 11.

³ Maurer, S. 75 f.

⁴ Vgl. dazu Martinet, op. cit. 2. 21–5, 6. 13.

Die Nasalvokale im Germanischen werden von den Grammatikern meistens sehr stiefmütterlich behandelt, weil sie in den «klassischen» altgermanischen Literaturdialekten keine oder scheinbar keine Rolle mehr spielen: in der altenglischen Orthographie werden sie nicht mehr wie selbständige Phoneme wiedergegeben, und auch im Altländischen werden sie nur im ältesten grammatischen Traktat erwähnt, während ihnen in den südlichen Sprachen – wie oben gezeigt – von vornherein keine große Bedeutung zukam.

Seit einigen Jahren besitzen wir nun in Gestalt der Ausgabe jenes ersten grammatischen Traktats – mit englischer Übersetzung und Kommentar – von *Einar Haugen*¹ ein bequemes Hilfsmittel zum vergleichenden Studium der altgermanischen Nasalvokalsysteme.

Danach kann es als erwiesen gelten, daß das Altländische vor 1200 ein Vokalsystem mit 9 Phonemen

ɔ		ɛ
o	ø	e
u	y	i

a

besaß, welche

sämtlich in dreierlei Form erscheinen konnten: kurz, lang, nasal-lang. Dabei wurden Langvokale vor nasalen Konsonanten als nasal-lang gewertet; Kurzvokale vor nasalen Konsonanten – obwohl phonologisch Varianten der oralen Kurzvokale – werden vom Verfasser des «Ersten grammatischen Traktats» als nasal-kurz ebenfalls mit einem besonderen Zeichen versehen².

Ganz ähnliche Verhältnisse scheinen nun auch im Altenglischen vorgelegen zu haben, obgleich dafür kein ähnlich klares Zeugnis wie für das Altländische zur Verfügung steht; durch indirekte Hinweise und Überlegungen kommt man jedoch zu diesem Schluß.

Die altenglische Orthographie ist nicht eindeutig phonematisch. Während bei den Langvokalen und -diphthongen ā:æ:ēa eine relevante Opposition bildeten (ā < ai / æ < ē / ēa < au), waren ā æ ēa Varianten eines einzigen Phonems, wie ihre Herkunft und ihre Weiterentwicklung erkennen läßt: germ. ā > ae. ā/æ/ēa > me. ā. «Aufhellung», «Brechung» und noch andere Erscheinungen der altenglischen Lautlehre sind nichts als ein *Mirage orthographique*; dieses Ergebnis diachronisch-struktureller Untersuchung wird auch durch kulturgegeschichtliche Gegebenheiten gestützt³.

¹ «First Grammatical Treatise. The Earliest Germanic Phonology.»

² *Haugen*, op. cit. S. 15 (Text), S. 33 f. (Kommentar).

³ *Daunt*, S. 108 ff.

Germ. ā vor Nasal wird in der altengl. Orthographie oft wahllos manchmal durch *a*, manchmal durch *o* wiedergegeben, woraus man auf «Verdumpfung» in der Aussprache geschlossen hat. Auch dieses ā/ō ist eine Variante zu ā (d. h. zu ā/æ/ēa), wie Herkunft und Weiterentwicklung zeigen: germ. ā > ae. ā/ō > me. ā (vgl. dtsh. Mann, ae. mān/mōn, me. mān); die «Verdumpfung vor Nasal» ist also ebenfalls ein *Mirage*.

Die Erklärung der schwankenden Schreibung *a/o* für germ. ā vor Nasal ergibt sich sehr leicht, wenn man annimmt, daß das ō in ae. ȝōs ūðer sōþ sōfte u. a. noch ein nasales Phonem und als solches von dem oralen ō in ȝōd bōc u. ä. verschieden war. Wo es phonologisch selbständige *lange Nasalvokale* gibt, da werden kurze Vokale vor nasalen Konsonanten auf Grund ihrer – wenn auch nur kombinatorischen und phonologisch irrelevanten – Nasalierung den langen Nasalvokalen zugeordnet, und zwar als besondere Kategorie «kurzer Nasalvokale»; das zeigt sich besonders deutlich im Altisländischen, im «Ersten grammatischen Traktat»¹, und das läßt sich auch für das Altenglische ansetzen: ā vor Nasal wurde als kurze Entsprechung des artikulatorisch nächststehenden langen Nasalvokals gefühlt, und das war ū; da die Schrift nicht konsequent war und ū wie einfaches ū bzw. o wiedergab, wurde nun auch ā vor Nasal häufig o geschrieben. Als dann die langen Nasalvokale ihre Nasalierung verlieren und außerdem (nach der normannischen Eroberung) ein neues Schreibsystem eingeführt wird, da erscheinen ū ā æ ēa, die *disiecta membra* des germ. ā, auf einmal wieder alle unter me. ā vereint.

Das Altenglische besaß – so können wir nun ansetzen – einmal folgendes System von langen Nasalvokalen:

a		
o		e
u		i

a u i entstehen aus ā ū ī + Nasal vor Spirans,
u i außerdem aus ū ī vor nasalen Konsonanten,
o e nur aus ū ē¹ vor nasalen Konsonanten.

In verschiedenen Sprachen zeigen *palatale* Nasalvokale Tendenz zur Öffnung, *offene* zur Rundung und Velarisierung, *velare* zur Schließung. Es ergibt sich eine Art Drehbewegung im System der

¹ S. oben, S. 177.

Nasalvokale: i → e → a → o → u. Im Altfranzösischen fallen e und ä zusammen; beide schreiten im Neufranzösischen bis zu sehr offenem o fort: DENTE > [dɔ̃], während gleichzeitig lat. i bis zu sehr offenem e gelangt: VÍNU > [vẽ]. Die Nasalvokale des Urslawischen (ō ē) erfahren dieselbe Drehbewegung im Russischen: ō > ū / ē > æ; auf dieser Stufe erfolgt Entnasalierung zu u æ (geschrieben Y Я).

Etwas Ähnliches ist auch im Voraltenglischen geschehen; auch hier gelangt ē über ä bis zu ō. Allerdings lagen hier insofern besondere Verhältnisse vor, als ō ē nur vor nasalen Konsonanten, ä (< ä + n) hingegen nur vor oralen Konsonanten (Spiranten) vorkam. ä stand also weder zu ō noch zu ē in phonologisch relevanter Opposition. Da außerdem die Opposition ō : ē nur eine geringe funktionelle Belastung aufwies, war ein Zusammenfall der drei offenen Nasalvokale leicht möglich, zumal ō und ē⁽¹⁾ sowieso ziemlich offen realisiert wurden, der Abstand zwischen den drei Phonemen also nicht sehr groß war.

Die offene Realisation der Langvokale ō und ē⁽¹⁾ erklärt sich aus den Gegebenheiten des phonologischen Systems: es gab nur vier Langvokalphoneme ō ē¹

ū ī , denn germ. ai und au waren zur Zeit der Herausbildung der Nasalvokale noch Diphthonge.

Den einfachsten Beweis bilden die lateinischen Lehnwörter, deren ō ē im Altenglischen durch ū ī wiedergegeben wurden, eben weil die einheimischen ō ē sehr offen waren.

Als später im Westsächsischen die Reduplikation beseitigt wird, entsteht ē² und nimmt den Platz des ē¹ ein, während dieses sich zu æ öffnet: æ

ō	ē ²
ū	ī .

Inzwischen hatte sich im Norden des lateinischen Sprachgebietes aber bereits die Dehnung kurzer Vokale in offener Tonsilbe vollzogen, wodurch zwei neue Langvokale entstanden (ɔ ɛ). Diese wurden nun im Westsächsischen folgerichtig durch ō ē² wiedergegeben¹, während lat. ō und ū nach wie vor unter ū, lat. ē und ī unter ī zusammenfielen; lat. ä dagegen fand seine nächstliegende Entsprechung¹ in ws. æ. Eine Wiedergabe von lat. ē durch

¹ Mackel, S. 258 ff.

ē² wie in der zweiten Lehnwortschicht des Ahd.¹ findet man im Westsächsischen nicht.

Der Unterschied beruht auf der allmählichen Ausbreitung des ē². Im Süden entstand ē² bereits zu einer Zeit, als im Lateinisch-Romanischen die «klassische» Quantitätskorrelation der Vokale noch intakt und nur fünf Langvokale ū ō ā ē ī vorhanden waren. In dieser Phase konnte für lat. ē das neue ē², für lat. ā das aus ā und ē¹ entstandene ā eintreten, während lat. ō und ū nach wie vor unter ū zusammenfielen.

Erst später bildete sich auch im Westsächsischen ē² heraus; inzwischen besaß das Lateinisch-Romanische aber bereits sieben Langvokale ū ō ū ā ē ī, und so wurde ē² im Westsächs. von Anfang an (im Ahd. dagegen erst später) zur Wiedergabe von lat. ē verwandt.

Um noch einmal auf die Nasalvokale zurückzukommen: die Verschiebung von offenem ē (ē¹) bis zu offenem ō (Zusammenfall mit ū) ist bei Nasalvokalen nichts Besonderes. Wenn also got. *mēna qēmun nēmun* usw. im Anglofriesischen als *mōna cwōmon nōmon* usw. erscheinen, so deutet das auf längere Erhaltung der Nasalität, ähnlich wie im Altländischen. Eine allgemeine Entwicklung von germ. ē¹ zu westgerm. ā und wieder zurück zu ws. ē, angl. ē lässt sich damit nicht beweisen.

Noch einem dritten Einwand zugunsten eines gemeinwestgermanischen ā > ē¹ soll hier kurz begegnet werden: ē¹ erscheint ws. gewöhnlich als ē, unter gewissen Bedingungen (vor w p c z r l und dunklem Vokal)² jedoch als ā; dieses ā soll nun ein Relikt der älteren («gemeinwestgermanischen») Phase darstellen³. Abgesehen davon, daß die sprachliche Einheit des Westgerm. nicht weniger fiktiv ist als die des Urgerm.⁴, lässt sich dagegen anführen, daß ws. ā ebenso gut wie als Relikt auch als Sonderentwicklung aufgefaßt werden kann⁵, also durchaus nicht beweiskräftig ist. Die Entscheidung ergibt sich aus den Verhältnissen im Englischen: während das Westsächsische an der kontinentalen Kettenverschiebung ē² → ē¹ → ā grundsätzlich teilnimmt, wobei der Grad der Öffnung des ē¹ an kombinatorische Bedingungen geknüpft ist

¹ S. oben, S. 171–173.

² Sievers-Brunner, § 63.

³ Van Helten, S. 101.

⁴ Maurer, op. cit., passim.

⁵ Bennett, S. 232 ff.

(teils → ā, teils → ā), hält das Anglische konsequent an der älteren Phase fest: ē¹ bleibt *immer* ē, und nichts deutet auf die vermutete Öffnung und erneute Schließung.

Zusammenfassung

Es gibt weder eine urgermanische Verschiebung ēi > ē² noch ein Nebeneinander zweier ē-Phoneme im Urgermanischen. Die Entstehung des Phonems ē² ist gebunden an die Umwandlung der ursprünglich reduplikierenden Präterita: eine Kette von Kürzungs-, Attraktions- und Analogieprozessen, die teils auf den Erstsilbenakzent, teils auf Systemzwang seitens der ablautenden nicht-reduplicierenden Präterita zurückgehen, führt zunächst zu Vokalhiatus und dann zu Kontraktion (z. B. hēhaita > hēhēt > hēt > hē²t); auf diese Weise entsteht ē² in allen germanischen Dialekten außer im Gotischen und im Anglischen, wo die Reduplikation bewahrt bleibt. – Das Aufkommen des ē² bewirkt «Verdrängung» des ē¹, das sich schließlich bis zu ā öffnet. – Aus der späten Entstehung des ē² erklärt sich die verschiedene Behandlung von lat. ē in den von westgermanischen Mundarten aufgenommenen Lehnwörtern. Dabei sind nicht zwei, sondern drei chronologische Schichten zu unterscheiden: 1. ē > ī; 2. ē > ē²; 3. wieder ē > ī.

Résumé

Il n'y a eu, en proto-germanique, ni changement ei>e² ni coexistence de deux phonèmes e. L'origine du phonème e² est en relation avec la transformation des prétérits à redoublement primitif: une chaîne de procès d'abréviation, d'attraction et d'analogie, dues en partie à l'accentuation de la première syllabe, en partie à l'effet de cohésion systématique qu'ont eu les prétérits apophoniques sans redoublement, aboutit d'abord à l'hiatus, et ensuite à la contraction vocalique (p. ex. hehaita>hehet>heet>he²t); c'est ainsi que e² se forme dans tous les dialectes germaniques, exception faite du gothique et de l'anglais qui conservent le redoublement. – L'e² ainsi formé agit sur l'e¹ de façon que celui-ci se déplace et aboutit à a. – La genèse tardive de e² explique les différences du traitement de e latin dans les mots d'emprunt des dialectes germaniques occidentaux. Il faut distinguer, dans ces mots d'emprunt, trois couches chronologiques et non deux: 1^o e>i; 2^o e>e²; 3^o de nouveau e>i.

Summary

There was neither a Proto-Germanic shift ei>e² nor any coexistence of two e phonemes in Proto-Germanic. The rise of the e² phoneme is connected with the transformation of primitive reduplicative preterites: a sequence of shortening, attraction, and analogy processes, due partly to first-syllable stress, partly to the cohesive force of the apophonic non-reduplicative preterite system, led first to vowel hiatus and then to contraction (e. g. hehaita>hehet>heet>he²t); this is how e² originated in all the Germanic dialects except in Gothic and Anglian, where reduplication was preserved. –

The rise of e² resulted in "pushing along" e¹ which finally opened to a. – This late origin of e² accounts for different treatment of Latin e in loanwords taken over by the West Germanic dialects. Not two, but three chronological strata must be distinguished here: 1. e>i; 2. e>e²; 3. again e>i.

Nachtrag

Dankenswerterweise macht mich *William Foerste* auf einen inzwischen erschienenen Aufsatz von *van Coetsem* über «Das System der starken Verba und die Periodisierung im älteren Germanischen» (Mededelingen der K. Nederlandse Akad. van Wetenschappen, Afd. Letterkunde – Nieuwe Reeks, Deel 19, no. 1 – Amsterdam 1956) aufmerksam. Der Verfasser möchte ē² aus normalem ei herleiten: ebenso und unter denselben Bedingungen, wie sich e und eu (= e + u) in zwei Varianten e/i bzw. eu/iu spalten, nämlich je nach der Natur des Vokals der Folgesilbe, ebenso soll sich ei (= e + i) zu e/i entwickelt haben. Den Beweis dafür, daß die (postulierte) Aufspaltung des ei in ē² und ī denselben Bedingungen unterliegt wie die von e und eu, bleibt uns der Verfasser schuldig: er stützt die erste Hypothese durch eine weitere, nämlich, daß bei ei die ursprünglichen Bedingungen sekundär verwischt seien, was man glauben oder auch nicht glauben kann; sehr einleuchtend scheint mir eine solche Erklärung jedenfalls nicht, zumal sie außerdem die sprachgeographischen Gegebenheiten (nördliches i gegenüber südlichem ē²) gänzlich unberücksichtigt läßt.

Auch die Erklärung der reduplikationslosen Präterita – wie interessant und gut durchdacht sie in manchen Punkten auch sein mag – kann nicht voll befriedigen. Der Präteritavokalismus ei/eu paßt zwar recht gut in das urgermanische Ablautsystem, aber woher ei und eu nun eigentlich gekommen seien, wird nicht gesagt. Es genügt keinesfalls, zu behaupten, der a/e-Ablaut sei in jener Zeit produktiv gewesen (S. 54 f.); dadurch wird der Verlust der Reduplikationssilbe noch nicht erklärt.

So sehr *van Coetsems* Ausführungen als Diskussionsbeitrag zu begrüßen sind, meine obige Darstellung vermögen sie nicht umzuwerfen.

Literaturverzeichnis

Bennett, W. H.: Lang. 26, 232, 1950.
Braune, W., und K. Helm: Althochdeutsche Grammatik. Halle 1950.
Brunner, K.: Altenglische Grammatik nach der angelsächsischen Grammatik von E. Sievers neubearbeitet. Halle 1942.

Dal, I.: ASNS 188, 115, 1951.
Daunt, M.: Trans. phil. Soc. London 1939.
De Groot, A. W.: Lingua 1, 175, 1948.
Dieth, E.: The Buchan Dialect (Aberdeenshire). Cambridge 1932.
Feist, S.: PBB 32, 447, 1907.
Franck, J.: ZfdA 40, 27, 1896.
Franz, W.: Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen. Diss. Straßburg 1884.
Frings, T.: PBB 63, 1, 1939 (a).
Id.: Z. rom. Phil. 59, 280, 1939 (b).
Id.: Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen. Halle 1944.
Haugen, E.: First Grammatical Treatise. The Earliest Germanic Phonology. Lang. Monogr. 25, 1950.
Van Helten, W.: IF 23, S. 92, 105, 112, 1908/09.
Hirt, H.: Handbuch des Urgermanischen. 1896. Neudruck Heidelberg 1943.
Janko, J.: IF 20, 229, 1906/07.
Karstien, C.: Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen. Gießener Beitr. z. dtsh. Phil. I-1921.
Id.: Historische deutsche Grammatik I. Heidelberg 1939.
Kluge, F.: Seemannssprache. Halle 1911.
Krahe, H.: Germanische Sprachwissenschaft. Göschen Bd. 238. Berlin 1948 (a).
Id.: Historische Laut- und Formenlehre des Gotischen. Heidelberg 1948 (b).
Loewe, R.: KZ 40, 266 und 316, 1907.
Lüdtke, H.: Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus. Bonn 1956.
Luick, K.: Historische Grammatik der englischen Sprache I. Leipzig 1921-1940.
Mackel, E.: ZfdA 40, 258, 1896.
Marchand, J. W.: Was there ever a Uniform Proto-Indo-European? Orbis 4, 430, 1955.
Martinet, A.: Economie des changements phonétiques. Berne 1955.
Maurer, F.: Nordgermanen und Alemannen. Bern 1952.
Noreen, A.: Abriß der urgermanischen Lautlehre. Straßburg 1894.
Id.: Altisländische und altnorwegische Grammatik. Halle 1923.
Schwarz, E.: Deutsche und germanische Philologie. Heidelberg 1951 (a).
Id.: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Berlin/München 1951 (b).
Steinhauser, W.: Teuthon 6, 97, 1929/30.
Trnka, B.: Fonologický vývoj germánského vokalismu. Čas. mod. Filol. 22, 155, 1936.
Twaddell, F.: Lang. 24, 139, 1948.
Walde, A., und J. Pokorny: Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen II. Berlin/Leipzig 1927.
Wolff, L.: ZfdA 71, 141, 1934.

Adresse des Autors:

Dr. Helmut Lüdtke, Romanisches Seminar der Universität
 Domplatz 20-22, Münster in Westfalen (Deutschland)

Die phonometrischen Normen und Methoden und ihre Stellung zur Phonologie

Von ADALBERT MAACK, Braunschweig

Zweiter Teil

Die *Vokale* hat *Gerhardt* in einem Kreisschema angeordnet, das die für das Deutsche spezifischen, vorhersagbaren Formen angeben soll⁹². Sie stimmen im wesentlichen mit den Phonemen der Prager Schule überein. In dem äußersten der drei konzentrischen Kreise sind die geschlossenen, in dem mittleren, gegenüberstehend, die entsprechenden offenen Vokale dargestellt: eine originelle Anordnung, die gegenüber dem sonst gebräuchlichen Vokaldreieck den Vorteil größerer Übersichtlichkeit hat. Die Berechtigung der dritten, innersten Sphäre, in der nur der Murmeltvokal ə vereinsamt steht, bezweifelt *Gerhardt* selbst; denn ə sei nur eine «kombinatorische Variante» im Sektor e. Die Schultradition führe an vielen Stellen statt ə ε oder gar e: wieder ein (Vorsilbe ge!)⁹². Hierzu ist zu sagen, daß zwar ε statt ə häufig verwendet wird. Ich selbst sage z. B. stets dəs und nicht dəs, obwohl es bei schneller und weniger deutlicher Aussprache zuweilen so ähnlich klingen mag. Mindestens das auslautende ə im Hd. und in den meisten Mundarten finde ich jedoch unentbehrlich und nicht etwa durch e ersetztbar. Durch die deutliche Aussprache des End-e setzen sich ja gerade manche Mundarten, wie z. B. das Oberschlesische, vom Hd. und anderen Mundarten ab. Ohne den Zentralvokal ə wäre also eine Unterscheidung in dieser Richtung gar nicht möglich, und ausltd. e im Oberschlesischen kann mit ausltd. ə im Hd. nie in eine Klasse zusammengefaßt werden. Wenn das e in den Vorsilben be- und ge- nicht als ə, sondern als e realisiert wird, so fällt das meistens in den Bereich der Aussprachelatitude, wenn es nicht dialektisch, individuell oder si-

⁹² Ebenda S. 92.

tuationsbedingt ist (etwa hervorgehoben zur Deutlichmachung: verkauft – gekauft).

Das *v*, den anderen Zentralvokal, läßt *Gerhardt* in seinem Vokalschema ganz aus (wie *Trubetzkoy*), in der Vermutung, daß ein halb stimmloses, silbisches *r* vorliege, das er in Parallelle setzt zu den übrigen silbischen Konsonanten⁹³. Die Frage ist auch hier: Was ist vorhersagbar und spezifisch? wobei der Sandhi zu berücksichtigen ist. Es ist allerdings nicht immer leicht zu entscheiden, wie weit das Ganze nur ein Problem der Realisierung ist. Letzten Endes aber läuft es in allen Fällen auf die Entscheidung hinaus: Konsonant oder Vokal? Engelaut oder Öffner? Unter diesem Gesichtspunkt lehnt auch *Jørgen Forchhammer* den Zentralvokal *v* ab, indem er meint: «Wenn... einer der stimmengen Engelaute [w, j...] oder [r] so offen gebildet wird, daß er seine Geräuschhaftigkeit verliert, wird er deshalb nicht zum Vokal oder Halbvokal; denn das gemeinsame charakteristische Merkmal der Engelaute ist... die Engebildung»⁹⁴. Letzteres ist zweifellos richtig, und auch die Bemerkungen über das *r* mögen stimmen, soweit es sich um *r* hinter betonten, offenen Vokalen handelt. Aber gerade aus den von *Forchhammer* erwähnten Gründen ist auslautendes *r* nach *geschlossenen* Vokalen vielfach selbst zum Vokal geworden, der mit dem vorausgehenden Vokal den sog. *v*-Diphthong bildet. Dieses *v* ist nämlich noch offener als der vorhergehende Vokal⁹⁵. Deshalb kann von einer «Engebildung» überhaupt keine Rede mehr sein. Auch das Oszillogramm weist aus, daß der Ausschlag an der Stelle des *r* besonders groß ist, meist größer als bei dem vorhergehenden Vokal, wie er bei einem «Engelaut» nie vorkommt. Ebenso zeigt die Melodiekurve die typischen, dem *a* sehr nahe stehenden Formanten. Ähnliches gilt auch für den Monophthong *v*, der für die Lautfolge –*er* (am Ende eines Wortes oder in einer Vorsilbe) steht.

Damit soll natürlich nicht behauptet werden, daß nun *v* – allein oder als Diphthongteil – in allen Fällen normativstehe. Selbstverständlich gibt es Dialekte und hd. Färbungen, bei denen das *r* als Norm gesetzt werden muß und tatsächlich auch so realisiert wird. Auch Milieu und Situationsbedingtheit spielen hierbei eine gewisse Rolle.

⁹³ Ebenda S. 107, Anm. 37.

⁹⁴ *J. Forchhammer*, 1940, S. 62.

⁹⁵ Mit Ausnahme vielleicht des *a*: weshalb ich die Berechtigung des Diphthongs an noch anzweifeln möchte. Hier scheint hinter dem *a*: mit seiner weiten Öffnung im Gegensatz zu den anderen Langvokalen doch eine gewisse Verengung einzutreten.

Zwischen kurzem und langem a, welche *Gerhardt* äußerlich nur durch das Längezeichen (:) unterscheidet, wurde bisher auch in der Phonometrie kein Unterschied (außer der Dauer) gemacht. Natürlich ist ein Qualitätsunterschied vorhanden. *A. Schmitt* weist darauf hin, daß mit dem Unterschied in der Dauer auch genau so ein Unterschied in der Schallfarbe verbunden sei wie z. B. zwischen o und ö. Doch der pflege uns zu entgehen⁹⁶. *Malmberg* meint, langes a läge weiter hinten, kurzes weiter vorn⁹⁷. *Brandenstein* dagegen behauptet, zwischen beiden a bestehe nur landschaftlich ein Unterschied⁹⁸, wogegen ich bemerken möchte, daß feine Qualitätsdifferenzen wohl überall bestehen.

Ähnlich wurde in der Phonometrie zwischen langem und kurzem ε bisher kein Unterschied gemacht. Nach *Malmberg* (a. a. O.) ist ε: wesentlich offener als ε. Daß nach *Brandenstein*^{98a} das lange offene ε «überhaupt kein kurzes Gegenstück» besitzen solle, ist mir unverständlich. Denn das Gegenstück zu ε: ist doch wohl ε. *Brandenstein* setzt nur e: in Opposition zu ε, m. E. mit minderem Recht. *Gerhardt* stellt – richtiger – in seinem Vokalschema beide, das lange e sowohl wie das lange ε, dem kurzen ε gegenüber. Daß er zwischen langem ε (ä:) und kurzem ε (ε) einen äußerlichen Unterschied macht, zwischen langem und kurzem a jedoch nicht, liegt wohl daran, daß *Gerhardt* den qualitativen Unterschied zwischen letzteren als weniger bedeutend ansieht.

Daß nach der *Phonologie* ein Unterschied besteht und wir demnach zwei a-Phoneme und zwei ε-Phoneme ansetzen müßten, steht dagegen außer Zweifel. Denn sie sind ja *bedeutungsunterscheidend*. Darauf hat schon *A. Schmitt* hingewiesen^{98b}. Deshalb müßten wir auch in der Phonometrie zwei a- und zwei ε-Normen ansetzen und täten gut daran, sie auch äußerlich zu unterscheiden: die beiden ε vielleicht im Sinne *Gerhardts*; für das lange, mehr hinten liegende a würde ich das Zeichen a vorschlagen, für das kurze, mehr vorn liegende das Zeichen a (wie es z. B. bei *Brockhaus* gehandhabt wird)⁹⁹.

⁹⁶ *A. Schmitt*, 1938, S. 76.

⁹⁷ *B. Malmberg*, 1944, S. 38.

⁹⁸ *W. Brandenstein*, 1950, S. 41.

^{98a} A. a. O. S. 40 f.

^{98b} *A. Schmitt*, 1938, S. 76.

⁹⁹ *E. Richter* («Lautbildungskunde», 1922, S. 35) dagegen bezeichnet das lange a mit A, das kurze mit a, und man muß zugeben, daß beispielsweise frz. a, das gewöhnlich mit a transkribiert wird, heller ist als dt. kurzes a.

Letzten Endes ist die Frage der Transskription jedoch von sekundärer Bedeutung, weil «lange» und «kurze» Vokale nach unserer Methode ohnehin von jeher in zwei verschiedene Gruppen gekommen sind und auch weiterhin kommen müssen.

Was die *Diphthonge* betrifft, so müssen die *o-Diphthonge*, von denen oben die Rede war, nach den Regeln der Phonologie als polyphonematisch, also als *zwei Laute*, angesehen werden, da bei ihnen keine einheitliche Artikulationsbewegung besteht¹⁰⁰, und diese Doppelwertung ist auch ihrer Entstehung nach richtig. Die übrigen Diphthonge sind nach *Trubetzkoy*^{100a} wohl als monophonematisch anzusehen – obgleich diese Auffassung nicht ganz der Regel entspricht, daß ihre Dauer die der anderen Phoneme nicht übertragen dürfe^{100b}. Denn die Diphthonge sind im Durchschnitt länger als die Vokale, freilich längst nicht doppelt so lang¹⁰¹. Gegen die Teilung in zwei Phoneme spricht allerdings auch der Umstand, daß mindestens der zweite Teil des Diphthongs mit keinem Einzellaut ganz identisch ist¹⁰². Also sollten diese Diphthonge weiterhin als «monophonematisch» behandelt werden. –

Trotz aller Polemik gegen *Trubetzkoy* differieren die Lautklassen *Bergsveinssons* letzten Endes nicht wesentlich von den Phonemen der Phonologie und den von uns bisher angewandten Normen. – Von den Lautklassen unterscheidet *Bergsveinsson* nun aber die *Lautnormen*¹⁰³ als notwendiges Zwischenglied zwischen Klasse und Manifestation¹⁰⁴. Die Lautnorm wird nach *Bergsveinsson* phonetisch bestimmt unter Berücksichtigung sprachfunktioneller Bedingungen. Diese sind

1. die Lautumgebung (wobei *B.* die verschiedene Artikulation des *k* vor den verschiedenen Vokalen als Beispiel anführt),

¹⁰⁰ *N. Trubetzkoy*, 1939, S. 51.

^{100a} Ebenda.

^{100b} *N. Trubetzkoy*, 1939, S. 53, Regel III.

¹⁰¹ Vgl. *A. Maack*, 1949, Tab. S. 195.

¹⁰² Man beachte die verschiedene Schreibweise. So wurden in der Phonometrie die hd. Diphthonge mit *ai*, *au*, *oi* transskribiert, *Gerhardt* (1948, S. 92) schreibt *ae*, *av*, *œ*, *Bergsveinsson* (1941, S. 42) transskribiert – allerdings im Isld. – den o-Diphthong mit *oy*. Diese starken Differenzen beweisen die Unsicherheit in der Beurteilung des zweiten Diphthongteils.

¹⁰³ Den Ausdruck «Lautnorm» halte ich nicht für sehr glücklich, da er zu Verwechslungen Anlaß gibt mit den in der Phonometrie bisher angewandten, ganz andersartigen «Normen».

¹⁰⁴ *S. Bergsveinsson*, 1949, S. 266 ff.

2. die Lautstellung¹⁰⁵. Hierbei unterscheidet *B.* wieder eine

a) numerarische	}	Lautstellung
b) akzentuelle		
c) melodische		
d) quantitative		

Die Einführung der Lautnormen durch *Bergsveinsson* geht letzten Endes wohl auf keinen anderen zurück als auf den von ihm bekämpften *Trubetzkoy*. Denn dieser hatte bereits der Phonometrie vorgehalten¹⁰⁶, daß ihre Normen eigentlich «Normen des Sprechaktes, aber nicht des Sprachgebildes» seien. Und als Beispiel führte schon *Trubetzkoy* das deutsche k an, dessen Klangfarbe je nach der Qualität des folgenden Vokals variiere. Für jede dieser *Varianten*¹⁰⁷, meinte *Trubetzkoy*, ließen sich phonometrische Mittelwerte ausrechnen, für das «k überhaupt», also für das k-Phonem, dagegen nicht¹⁰⁸.

Auf den phonetischen Unterschied, der sich für einen bestimmten Laut durch die verschiedene Stellung in einem Wort ergibt, hatte schon *W. Freeman Twaddell*¹⁰⁹ aufmerksam gemacht. Er unterscheidet zwischen «*Makrophonemen*» (die etwa den Phonemen *Trubetzkoys* entsprechen) und «*Mikrophonemen*»: Phonemen mit einem bestimmten Stellungswert. *A. Schmitt* geht noch weiter mit seinen «*Phonemwurzeln*»: Schon in den Mikrophonemen seien verschiedene Phonemwurzeln zusammengegriffen. Die beiden b in «*Binde*» und «*Bunde*» z. B. seien trotz gleicher Stellung am Anfang des Wortes nicht als das gleiche Mikrophonem aufzufassen, da das b das einmal vor i, das anderemal vor u stehe¹¹⁰. In einem ähnlichen Fahrwasser hält sich *Bergsveinsson* mit seiner «*Lautumgebung*» (s. o.: 1.) und «*numerarischen Lautstellung*» (s. o.: 2a). – Schon gegen *Twaddell* hatte *Trubetzkoy* auf die «*Gefahr der Atomisierung der Phonologie*» aufmerksam gemacht¹¹¹, und auch *A. Schmitt* kom-

¹⁰⁵ *E. Fischer-Jørgensen* (1955, S. 34, Anm. 20) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß der Einfluß der Lautumgebung und Lautstellung bei den einzelnen Lauten ganz verschieden sein kann.

¹⁰⁶ *N. Trubetzkoy*, 1939, S. 11.

¹⁰⁷ Auf den Einfluß der Lautumgebung hat also auch schon *Trubetzkoy* hingewiesen. Über die «*Varianten*» eines Phonems spricht *T.* auch 1939, S. 36.

¹⁰⁸ *E. Fischer-Jørgensen* (1941, S. 175) pflichtet *Trubetzkoy* hierin bei.

¹⁰⁹ *W. F. Twaddell*, 1935.

¹¹⁰ *A. Schmitt*, 1938, S. 167.

¹¹¹ *N. Trubetzkoy*, 1939, S. 40.

men gewisse Bedenken, da sich «noch eine übergroße Fülle von Einheiten ergeben, weil... für jede Phonemwurzel... eine eigene Lautklasse aufgestellt werden müßte¹¹²».

Gegen den Einwand *Trubetzkoy*s gegen die Phonometrie ist der selbe Einwand zu erheben, den er selbst gegen *Twaddell* erhoben hat. Mag er auch recht haben, daß – phonetisch gesehen – jede einzelne Variante eines Phonems (s. o.) immer wieder ein anderer Laut sei¹¹³: legte man für die statistischen Berechnungen nicht Phoneme, sondern «Varianten» zugrunde, so liefe das letzten Endes auf eine «Atomisierung» der Phonometrie hinaus. Es ist unmöglich, auf diese Weise zu arbeiten, da wir wegen der Unzahl von Klassen, die sich dann ergeben würden, zu keinen Ergebnissen kämen. Man muß von größeren Klassen ausgehen, etwa den Phonemen¹¹⁴, und kann das auch, wenn das Grundprinzip gewahrt bleibt, daß die Klassen einigermaßen homogenes Material in sich schließen. Auch *Bergsveinsson* hat die Homogenität erstrebt, und wegen der Überzahl seiner «Normen» suchte er diese zu «Normklassen» zusammenzufassen – allerdings unter dem Gesichtspunkt der «Wahrnehmbarkeit», wogegen ich mich am Anfang dieser Arbeit gewendet hatte. Zu bemängeln bei den «Normen» *Bergsveinssons* ist aber hauptsächlich, daß stark Unterschiedliches zusammengebracht wird. Unter «Lautstellung» (s. o.) werden Faktoren zusammengebracht, die nicht zusammengehören. Damit parallel geht ein Durcheinanderwerfen von – wie *Trubetzkoy* sagen würde – rein phonetischen Faktoren: «mechanischen» Begleiterscheinungen – wozu (s. o.) 1. die Lautumgebung, 2a. die numerarische Lautstellung und z. T. auch 2c. die melodische Lautstellung gehören – und phonologischen Faktoren, die eine Bedeutungsunterscheidung ermöglichen – wozu besonders 2b. die akzentuelle und 2d. die quantitative Lautstellung zu zählen sind. Die Unterscheidung phonetisch–phonologisch ist keine Prinzipienreiterei, sondern hat eine tiefere Bedeutung: der Unterschied zwischen beiden Faktoren liegt auch darin, daß die «phonetischen» Faktoren, die *Bergsveinsson* anführt, nach bisherigen Erfahrungen, die jedoch noch eines Ausbaues bedürften, meist weniger bedeutend und auch verhältnis-

¹¹² A. Schmitt, 1938, S. 175.

¹¹³ Beachtlich scheint mir übrigens in diesem Zusammenhang der Hinweis *Gerhardts*, daß in vielen Sprachen bei den Verschlußlauten der Gegensatz zwischen vorderer und hinterer Bildungsweise bedeutungsunterscheidend verwendet werde (1948, S. 94).

¹¹⁴ Auch E. Fischer-Jørgensen denkt an die Notwendigkeit, u. U. von Anfang an die Zusammenfassung zu Phonemen zu berücksichtigen (1955, S. 35).

mäßig leicht zu eliminieren sind. Die «*phonologischen*» Faktoren dagegen fallen sehr ins Gewicht und *dürfen* auch nicht eliminiert werden: das ist der fundamentale Unterschied. Wir könnten wohl «lange» und «kurze» Sonanten zusammenfassen, ebenso «betonte» und «unbetonte». Dadurch würden wir aber gerade das Hauptcharakteristikum bei der Vergleichung zweier oder mehrerer Sprachen oder Dialekte einbüßen. Denn wie sich gezeigt hat¹¹⁵, ist gerade das *Verhältnis* von «Länge» und «Kürze», von «betonten» und «unbetonten» Lauten ein *Hauptunterscheidungsmerkmal* der einzelnen Sprachgemeinschaften. Schon *deshalb* ist eine klare Trennung von phonologischen und phonetischen Gesichtspunkten erforderlich. *Bergsveinsson* sagt selbst, daß nicht alle möglichen kombinierten Funktionen von gleichem sprachfunktionellem Wert seien. Durch die Anwendung werde es sich bald herausstellen, welche sprachfunktionell wichtig sind und welche nicht¹¹⁶: Wir können sagen, daß sich vieles bereits herausgestellt *hat*. Ausgangspunkt war aber die *phonologische Betrachtungsweise*, deren Richtigkeit durch die Statistik verifiziert worden ist.

Allerdings bedarf unsere bisherige Einteilung der Sonanten nach phonologischen Gesichtspunkten in betonte und unbetonte «Längen» und «Kürzen» in zweierlei Hinsicht einer Korrektur. Zunächst in bezug auf die *Betonung*. Es ist nicht richtig, daß es im Deutschen nur betonte und unbetonte Silben gebe. Anlaß zu dieser falschen Auffassung hat wohl nicht zuletzt *Trubetzkoy* selbst gegeben, der in seinem Aufsatz «Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme» 1929 sagte: «Da, wo objektiv bei quantitativer phonetischer Realisierung ‚halblange‘ bzw. ‚mittelzeitige‘ Vokale auftreten, oder bei exspiratorischer phonetischer Realisierung... ein ‚Nebenton‘ auftritt – sind das nicht phonologische, sondern rein phonetische Erscheinungen¹¹⁷.»

Hinsichtlich der Quantität wird das richtig sein, nicht aber bezüglich des Akzents. Schon wenig später wies *Roman Jakobson* darauf hin, daß das Deutsche durch die Betonung die Bedeutung der *zusammengesetzten Wörter* differenzieren könne¹¹⁸. In seinen «Grundzügen der Phonologie» gibt *Trubetzkoy* seine zweiseitige Opposition zwar nicht auf, verlagert sie jedoch auf Hauptton – Nebenakzent

¹¹⁵ Vgl. *E. Zwirner, A. Maack* und *W. Bethge*, 1956, S. 14 ff.

¹¹⁶ *S. Bergsveinsson*, 1949, S. 270.

¹¹⁷ *N. Trubetzkoy*, 1929, S. 50.

¹¹⁸ *R. Jakobson*, 1931, S. 164 f.

bei zusammengesetzten Wörtern¹¹⁹ – womit aber jedenfalls doch drei Akzentstufen gegeben sind. Außerdem gibt es noch andere, phonologisch nicht relevante Nebenakzente, die dadurch zustande kommen, daß «die dynamische... Abstufung der unbetonten Silben ganz automatisch durch einen bestimmten Rhythmus geregelt» ist¹²⁰. Diese letzteren Erscheinungen haben – so weit hat Trubetzkoy recht – «keine distinktive Kraft». Aber mindestens z. T. sind sie doch *vorhersagbar*, und selbst wenn sie nur individueller Natur – dabei aber *ständig* bei dem betr. Sprecher – sein sollten, müßten sie doch *normativ* gewertet werden¹²¹.

Schwierigkeiten in der Beurteilung des Akzents ergeben sich infolge der Modifizierung durch den Satz, indem einige an sich betonte Silben mehrsilbiger Wörter – und zwar nicht nur durch den Rhythmus – ihren Iktus verlieren. Diese Schwierigkeit war schon früher gesehen, und ihr war bereits Rechnung getragen worden¹²². Eine weitere Frage bleibt, wie einsilbige Wörter zu behandeln seien: ob man sie als haupttonig, nebentonig oder unbetont ansehen solle, namentlich das Verb, das Prädikatsnomen, das Possessivpronomen usw. Auch hier war bereits eine Regelung versucht worden¹²³. An sich kann natürlich *jedes* Wort im Deutschen einen Hauptton tragen: den Satzakzent. Bekannt sind die Beispiele, wo der Satz durch die jeweilige Hervorhebung immer wieder eines anderen Wortes jedesmal einen ganz anderen Sinn erhält¹²⁴. Dieser Satzakzent stellt eine vierte Akzentstufe dar. Wie weit er in der phonetischen Realisierung sich durchschnittlich über den gewöhnlichen Hauptton erhebt, müßte einer besonderen Untersuchung vorbehalten bleiben. Danach wird es sich entscheiden, ob es angebracht ist, den Satzakzent dem Haupt-Wortakzent gegenüberzustellen.

¹¹⁹ N. Trubetzkoy, 1939, S. 192 f.

¹²⁰ Ebenda S. 192.

¹²¹ So wird zwar stets «Anordnung», mit dem Hauptton auf der ersten Silbe, gesprochen, aber bei Zusammensetzungen wird der (Neben-)Ton auf die zweite Silbe verlegt, wenigstens dann, wenn die letzte Silbe davor betont ist, z. B. «Versuchs-anordnung». Ähnlich «'Abgrenzung», aber «Laútabgrenzung». Schwankend kann der Gebrauch sein bei Wörtern wie «Vorstellungen». Der Nebenton wird aber auch hier seltener auf der zweiten Silbe, sondern meist, wieder durch den Rhythmus bedingt, auf der dritten Silbe liegen. Weitere Beispiele habe ich in meiner ersten Normenarbeit (1948, S. 268) gegeben (allerdings unter Zugrundelegung der Zweiteilung betont – unbetont).

¹²² Vgl. z. B. A. Maack, 1948, S. 270.

¹²³ Ebenda S. 269. Über die Hervorhebung des Prädikats durch die Tonstärke spricht Hermann Paul (1886, S. 101 f., 1920, S. 126).

¹²⁴ Siehe z. B. N. Trubetzkoy, 1939, S. 202.

Daraus, daß die früheren zwei Akzentklassen auf drei erweitert werden, ergibt sich für die statistische Bearbeitung der Texte auch ein großer praktischer Vorteil: die bisherige, zeitraubende, immer etwas gewaltsame und schwierige Aufteilung der – niemals geleugneten – nebentonigen Silbenträger auf die Klassen der betonten und unbetonten Sonanten mit den dabei notwendigen «Reduktionen» fällt nunmehr fort.

Eine Korrektur unserer früheren Auffassung ist aber noch in anderer Hinsicht nötig: in der Quantität. *Trubetzkoy* läßt bekanntlich die Quantität als solche überhaupt nicht als phonologische Erscheinung zu. Nach ihm ist die Quantität nur eine Folgeerscheinung der Silbenschnittkorrelation¹²⁵. Die Länge sei dabei «nur der Ausdruck des vollen, ungehemmten Vokalablaufes und die Kürze nur der Ausdruck der Unterbindung des Vokalablaufes durch den folgenden Konsonanten». Der kurze Vokal werde also durch den folgenden Konsonanten «abgeschnitten»¹²⁶.

Über diese These ist viel diskutiert worden. *Elise Richter* spricht in ihrem Aufsatz «Länge und Kürze» im selben Sinne von «losem» und «festem» Anschluß und sucht dies durch Kurven zu begründen. Bei dem losen Anschluß erfolge der «Anglitt» der folgenden Lautung *unabhängig* vom «Abglitt» des Öffners; beim festen Anschluß beginne der Anglitt zum Schließer schon, ehe die Öffner-Schwingungen abklingen. Es finde also eine lange, langsame *Überlagerung* der typischen Schwingungen statt, die infolgedessen ihren typischen Charakter verlören¹²⁷.

Fortsetzung in Vol. 1, No. 4

¹²⁵ Ebenda S. 196 ff.

¹²⁶ Ebenda S. 176.

¹²⁷ *E. Richter*, 1938, S. 15 f. u. S. 25.

Physiologie und Phonetik des lauthaften Lachens

Untersuchungen zum Ausdruck im Stimmklang und zur Bildung der Stimmlaute.

Von Dr. GÜNTHER HABERMANN

Chefarzt der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik in Karl-Marx-Stadt

125 Seiten mit 22 Abbildungen im Text. 1955. Gr. 8°. DM 11.20

(Bildet: Heft 10 von «Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde». Zwanglose Schriftenreihe.

Herausgegeben von Prof. Dr. H. Loebell, Münster i. W., und Prof. Dr. W. Tonndorf, Leipzig)

Zeitschrift für ärztliche Fortbildung: Nach einer Einleitung über die philosophischen und physiologischen Erkenntnisse zur Problematik des Lachens bespricht der Verfasser den heutigen Wissenstand. Alle seine Untersuchungen sind in genauer und kritischer Weise dargestellt und geben dem in der Phonetik Tätigen wertvolle Hinweise und Anregungen für die wissenschaftliche Arbeit.

Kup, Berlin

Einführung in die Sprachheilkunde

Von Prof. Dr. JULIUS BERENDES

Chefarzt der Hals-, Nasen- und Ohrenabteilung an den Städt. Krankenanstalten in Mannheim

3., verbesserte Auflage

61 Seiten mit 10 Abbildungen im Text. 1956. Gr. 8°. DM 4.60

(Bildet: Heft 9 von «Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde». Zwanglose Schriftenreihe.

Herausgegeben von Prof. Dr. H. Loebell, Münster i. W., und Prof. Dr. W. Tonndorf, Leipzig)

Vergriffen, neue Auflage erscheint voraussichtlich Ende 1957

Laryngologie, Rhinologie, Otologie: Es wird in vorliegender Arbeit ein guter Überblick über das Gebiet der Sprachstörungen gegeben. Besonders anschaulich wird die Darstellung durch einführende Schilderung der Sprachphysiologie (Physiologie des Sprechens, Physiologie der Sprache, Sprachentwicklung), deren Verständnis für das Erkennen der Ursache, Therapie und Beurteilung der Sprachstörungen voraussetzende Bedeutung hat. Neben dem interessierten ärztlichen Leser ist das Heft besonders auch dem Sprachpädagogen zu empfehlen.

Schmidtke, Ludwigshafen a. Rh.

Die Stimmatmung. Das Neue – Das Alte

Von Prof. Dr. GIULIO PANCONCELLI-CALZIA

Hamburg-Bergstedt

74 Seiten mit 38 Abbildungen im Text. 1956. Gr. 4°. DM 5.-

(Bildet: *Nova Acta Leopoldina*, Abhandlungen der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina

Neue Folge, Nr. 123 Band 18)

Ars Medici: Kritisch stellt Verf. Neues und Altes gegenüber, lehnt Überschätzungen mechanischer Registraturen ab, bei denen die «cerebrale Verwertung» zu kurz komme, und fordert den Begriff «individueller Norm» gegenüber unkritischer «normaler» Nivellierung. Eingehend werden Stumm- und Stimmatmung physiologisch und pathologisch anhand zahlreicher Pneumogramme dargelegt. Epikritischer Vergleich zwischen «Alt» und «Neu» gibt der fesselnden Darstellung einen besonderen Ausklang, wenn der Autor aus hoher Sicht nochmals auf das Neue der Pariser Schule hinweist. – Die Publikation im Rahmen der Acta Leopoldina bezeugt die weit über das Fachliche gehende Bedeutung. Überdies spricht das stilistisch ästhetische Heft jeden Arzt, jeden Stimmpädagogen und kulturell jeden Gebildeten an.

Starck

JOHANN AMBROSIUS BARTH / VERLAG / LEIPZIG

SPRACHFORUM

Zeitschrift für angewandte Sprachwissenschaft
zur überfachlichen Erörterung gemeinwichtiger Sprachfragen
aller Lebensgebiete

In Verbindung mit
Gerhard Deeters, Friedrich Kainz, Leo Weisgerber
und zahlreichen Fachberatern
herausgegeben von
GÜNTHER KANDLER

jährlich 4 Hefte (insges. 320 Seiten), je DM 4.80

Immer mehr bricht sich in allen Zweigen der Wissenschaft und des praktischen Lebens die Erkenntnis Bahn, daß die Sprache – als eine Art «dritte Kraft» neben den Menschen und den Dingen – mannigfaltige Probleme von öffentlicher Bedeutung aufwirft, die im Zusammenwirken aller Fachbereiche bearbeitet werden müssen. Diese Arbeit, der sich das SPRACHFORUM widmen will, wird deshalb nicht nur für den Sprachwissenschaftler ihre Früchte tragen. Kein Beruf kann die Bedeutung übersehen, die der Sprache in ihrem eigenen Bereich zukommt.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

Siegfried Behn, Schichten des Sprachverständnisses – Emil Froeschels, Zur Sprachheilkunde. Schwierigkeiten der modernen Logopädie – Helmut Gipper, Muttersprachliches und wissenschaftliches Weltbild – Johannes Hartenstein, Zum Erlebnis der Gehörschädigung. Das Sprachbild der Umwelt – Herbert Jäger, Zur Namenkunde der Arzneimittel – Günther Kandler, Zum Verständnis zentraler Sprachstörungen – Anton Leischner, Beziehungen der Aphasie-Forschung zur Linguistik – Werner F. Leopold, Das Sprechenlernen der Kinder – Friso Melzer, Theologie und Sprachforschung im Dienst am heiligen Wort – Friso Melzer, «Religion» und «Konfession» – Giulio Panconcelli-Calzia, Das Motiv vom «wilden Knaben». Zur Sprache verwildelter Kinder – Wolfgang Schmidt-Hidding, Die neue Sprachdisziplin: ein Weg zur Verständigung? – Wolfgang Schmidt-Hidding, Die Kultur-Zivilisation-Antithese. Begegnungen der Sprachen – Clemens Schuy, Die sprachliche Situation des Taubstummen – Helmut Stoffer, Probleme einer Ethik des Gespräches – Felix Trojan, Psychodiagnostik der Persönlichkeit anhand von Sprachwerken – Leo Weisgerber, Das Worten der Welt als sprachliche Aufgabe der Menschheit.

BÖHLAU VERLAG KÖLN UND GRAZ

Standardwörterbücher unseres Verlages

FRISK, HJALMAR: **Griechisches etymologisches Wörterbuch** (Indogerman. Bibliothek). Lief. 1–5. Preis je Lieferung (96 S.) DM 8.60. Das Werk wird etwa 16 Lieferungen zu je 6 Bogen umfassen. Jährlich sollen etwa 2 Lieferungen erscheinen. 6. Lieferung in Vorbereitung.

GAMILLSCHEG, ERNST: **Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache**. 1927. XXVI, 896 S. Gr. 8°. 18 Lieferungen à DM 2.35. Brosch. DM 43.–, Ganzleinen DM 48.40.

MAYRHOFER, MANFRED: **Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen**. A Concise Etymological Dictionary of Sanskrit (Indogerman. Bibliothek). Band I: A–TH (Lief. 1–8). 1956. XXXV, 570 S. Brosch. (Einzellieferungen) DM 60.80, Ganzleinen DM 65.–.

Das Werk soll in etwa 16 Lieferungen zu je 5 Bogen erscheinen. 9. Lieferung im Druck.

MEYER-LÜBKE, WILHELM: **Romanisches etymologisches Wörterbuch**. 3. Aufl. 1935. XXXIII, 1204 S. Gr. 8°. In 20 Lieferungen à DM 3.20. Brosch. DM 63.80, Ganzleinen DM 69.30.

SCHRÖER-JAEGER: **Englisches Handwörterbuch** in genetischer Darstellung auf Grund der Etymologien und Bedeutungsentwicklungen, mit phonetischer Aussprachebezeichnung und Berücksichtigung des Amerikanischen und der Eigennamen. Band I (Lief. 1–9) XVI, 720 S. Gr. 8°. In Ganzleinen geb. DM 65.–. Lief. 10–14. Preis je Lieferung (80 S.) DM 7.20. Lief. 15 in Vorbereitung. Jährlich sollen mindestens 2 Lieferungen erscheinen.

VASMER, MAX: **Russisches etymologisches Wörterbuch** (Indogerman. Bibliothek). Bd. I A–K (Lief. 1–9). 1953. XLVIII, 712 S. Brosch. DM 58.60, Ganzleinen DM 65.–; Bd. II L–Ssuda (Lief. 10–18). IV, 712 S. Brosch. DM 58.60, Ganzleinen DM 65.–; Lief. 19–24. Preis je Lieferung (80 S.) DM 6.30. 25. Lieferung im Druck.

WAGNER, MAX LEOPOLD: **Sardisches etymologisches Wörterbuch** (Slg. roman. Elementar- und Handbücher). Lief. 1. 80 S. Gr. 8°. Brosch. DM 12.– bei Bestellung bis 30. 9. 57. Danach erfolgt eine Preiserhöhung von DM 2.– pro Lieferung.

WALDE-HOFMANN: **Lateinisches etymologisches Wörterbuch** (Indogerman. Bibliothek). Bd. I A–L (Lief. 1–11). 1938. XXXIV, 872 S. Brosch. DM 44.–, Ganzleinen DM 48.–; Bd. II M–Z (Lief. 11–21). 1954. 852 S. Brosch. DM 44.–, Ganzleinen DM 48.–. Bd. III Register. 1956. VIII, 287 S. Brosch. DM 18.–, Ganzleinen DM 22.–.

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · HEIDELBERG



PROCEEDINGS OF THE FIRST INTERNATIONAL CONGRESS OF HUMAN GENETICS

COPENHAGEN, AUGUST 1-6, 1956

Edited by TAGE KEMP, MOGENS HAUGE and BENT HARVALD

PART I

Mutation in Man

Radiation Genetics

Experimental Pathology and Cytology in Relation to Human Genetics

Heredity in Cancer

XVI+160 p., 38 figs., num. tables, 1957 (Separatum «Acta Genetica et Statistica Medica» Vol. 6, No. 2). Cardboard.
sFr. 22.-

PART II

Selection and the Structure of

Human Populations

Studies on Isolates

Genetic Implications of Demography

Physical Anthropology

186 p., 34 figs., num. tables, 1957 (Separatum «Acta Genetica et Statistica Medica» Vol. 6, No. 3). Cardboard. sFr. 22.-

PART III

Blood Groups and Population Genetics

Blood Groups and Disease

Legal Application of Blood Groups and other Anthropological Traits

111 p., 2 figs., num. tables, 1957 (Separatum «Acta Genetica et Statistica Medica» Vol. 6, No. 4). Cardboard.
sFr. 15.-

Bei Bestellungen des ersten Teiles werden auch die folgenden Teile nach Erscheinen geliefert, wenn nicht nur einzelne Lieferungen
à part verlangt werden. Auf Wunsch wird mit dem letzten Teil eine Einbanddecke für alle fünf Teile zu sFr. 5.- mitgeliefer-

On receipt of your order for Part I the remaining parts will be delivered after publication, except when one or several
single parts are ordered. Upon request a cover for all five parts amounting to sFr. 5.- will be delivered together with the last part.

A l'exception des livraisons concernant seulement une seule partie, nous enverrons directement après la première commande les
fascicules qui suivent. Une couverture pour les 5 parties, s'élevant à fr. s. 5.-, peut être livrée sur demande avec la dernière séri-

PART IV

Methods in Human Genetics

Genetics and Internal Medicine

Biochemical Genetics

Hereditary Disorders of the Skin

Inheritance of Congenital Malformations

Hereditary Defects of Dental Structure

Inheritance of Deaf Mutism

248 p., 53 figs., 4 col. plates, num. tables, 1957 (Separatum «Acta Genetica et Statistica Medica» Vol. 7, No. 1). Cardboard. sFr. 32.-

PART V

Hereditary Abnormalities of the Eye

Genetics and Neurology

Hereditary Factors in Endogenous

Psychoses

On the Importance of Heredity in Mental Deficiency

Heredity and Variations in Normal and Abnormal Behaviour Patterns

Epidemiological Control of Hereditary Diseases

Ca. 220 p., 34 figs., num. tables, 1957 (Separatum «Acta Genetica et Statistica Medica» Vol. 7, No. 2). Cardboard.
Ca. sFr. 28.50